

**Zeitschrift:** Jahrbuch / Historische Gesellschaft Graubünden  
**Herausgeber:** Historische Gesellschaft Graubünden  
**Band:** 125 (1995)  
  
**Rubrik:** Jahresberichte 1995 des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Jahresberichte 1995 des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden

## Inhaltsverzeichnis

Jahresbericht des Archäologischen Dienstes Graubünden . . . . .	59
Vorwort des Kantonsarchäologen. . . . .	59
Müstair, Ausgrabung und Bauuntersuchung Kloster St. Johann . . . . .	62
(H. R. Sennhauser)	
Bergün «Orta» 1995 (Alfred Liver) . . . . .	70
Ein Haus am Churer Martinsplatz (Manuel Janosa) . . . . .	80
Kurzberichte. . . . .	107
 Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden . . . . .	 127
Vorwort des Denkmalpflegers . . . . .	127
Überblick über die Tätigkeiten der Denkmalpflege im Jahre 1995 . . . . .	128
Die Konservierung des hochgotischen Christophorus-Wandbildes an der . . . . .	139
evangelischen Kirche St. Martin in Zillis (Hans Rutishauser)	
Zwischenbericht über die Arbeit am Pfarrhaus Sta. Maria i. C. (Peter A. Mattli) .	146
Altes Kurhaus in Rothenbrunnen – «das andere Denkmal» (Thomas F. Meyer)	150
Die mobile Sennhütte auf der Alp Pazzola (Diego Giovanoli) . . . . .	156
Bauuntersuchung, Dendrochronologie und Baudokumentation . . . . .	162
(Augustin Carigiet)	





# Jahresbericht des Archäologischen Dienstes Graubünden

## Vorwort des Kantonsarchäologen

1995 konnten die Ausgrabungen auf dem Martinsplatz in Chur abgeschlossen werden. Die unter grossem Zeitdruck durchgeführten Untersuchungen brachten wichtige neue Erkenntnisse für die baugeschichtliche Entwicklung von Chur im Hoch- und Spätmittelalter. 1892 zerstörte ein Brand einen grossen Teil des Oberdorfes in Bergün. Infolge einer geplanten Überbauung konnte unsere Dienststelle mehrere Häuser untersuchen, die nach dem Brand nicht mehr aufgebaut worden sind.

Beide Ausgrabungen sind mit einem ausführlichen Vorbericht in diesem Jahresbericht vertreten.

Die interessanten Untersuchungen in Tumegl/Tomils, Sogn Murezi, die 1995 begonnen wurden, werden auch dieses Jahr weitergeführt. Ein Vorbericht wird in einem der nächsten Jahresberichte folgen. Der katholischen Kirchgemeinde von Tumegl/Tomils, die grosse finanzielle Einbussen in Kauf nahm, damit dieses kulturgeschichtlich wichtige Objekt erhalten werden kann, sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Viele kleinere und grössere Notgrabungen werden in Kurzberichten vorgestellt. Erstmals in unserem Jahresbericht sind die Ergebnisse 1995 der Ausgrabungen und Bauuntersuchungen im Kloster St. Johann in Müstair anzutreffen. Wir sind stolz, dass wir Herrn Prof. Dr. H. R. Sennhauser Gastrecht in unserem Rechenschaftsbericht gewähren dürfen. Dankbar sind wir der Bevölkerung, dem Grossen Rat und der Regierung des Kantons Graubünden, die es uns ermöglichen, die notwendigen Ausgrabungen und Untersuchungen auch in wirtschaftlich schwierigerer Zeit durchzuführen.

Die Kurzberichte sind mit den Initialen der Autoren gekennzeichnet:

Bettina Correns	(B. C.)	Alfred Liver	(A. L.)
Alois Defuns	(A. D.)	Jürg Rageth	(J. R.)
Arthur Gredig	(A. G.)		

## Müstair, Ausgrabung und Bauuntersuchung Kloster St. Johann

### *Bericht über das Arbeitsjahr 1995*

#### *Arbeitsplätze*

##### Oberer Garten

Eine schneesichere und heizbare Schutzhütte über dem Backofen in der Ecke zwischen Nordtrakt-Ostmauer und Nordkreuzgang-Nordmauer erlaubte die Weiterführung der Backofenuntersuchung und das Studium der älteren Schichten entlang den angrenzenden Klostermauern in den ersten Wintermonaten. Es wurden hier ausser den konkreten archäologischen Beobachtungen Anhaltspunkte für die Planung 95 gewonnen. 1995 ist im Areal der «Gewölbeküche» flächig weiteruntersucht worden. Wesentliche Ergebnisse: Um den Backofen herum war ein Bohlenboden nachzuweisen. Seine Nordbegrenzung zeigte an, dass der Backofen in einem Holzbau stand, dessen Nordwand innerhalb der (späteren) «Gewölbeküche» anzunehmen ist. Auf der Ostseite vor der Ofenöffnung lag ein durch Steinreihen ausgeschiedener Feuerungsplatz. Im Winkel zwischen Nordtrakt-E-Mauer und Ofen-N-Mauer fand sich im Holzbau eine Abfallgrube, in der sich u. a. Eierschalenfragmente und Bruchstücke von Noppengläsern (13./14.-15. Jh.) fanden. Ausserhalb der Backofenhütte wurde ein älteres Ofenfundament festgestellt, dessen guter Erhaltungszustand einen nachträglichen Umbau des Ofens erkennen liess.

Zum Bauniveau des Plantaturmes ist eine vierte Mörtelmisch-Scheibe entdeckt worden. Wichtiger ist die Erkenntnis, dass der Turm mit einem Graben umzogen war, den wahrscheinlich innen ein Wall begleitete.

Zum karolingischen Klosterbau gehört eine ältere Mörtelmisch-Scheibe, die mit Brettern ausgekleidet und mit einem Rand aus Rutengeflecht begrenzt war. Sie war grösser als alle später beim Bau des Plantaturms entstandenen Mörtelmisch-Scheiben.

##### Friedhof: Fläche um die Heiligkreuzkapelle

Sicherung der Stützmauer und Errichtung einer wintersicheren Hütte ermöglichten die Weiterführung der Arbeiten auf der Westseite der Kapelle bis gegen Jahresende 1994. Der Verlauf der Schichten zeigt deutlich, dass mindestens die unteren Teile der Westwand der Heiligkreuzkapelle zusammen mit Karolingisch II (Neubau des Osttraktes auf den alten Fundamenten) bestanden haben.

Von der Zerstörung dieses karolingischen Klosterflügels zeugt eine Brandschutt-Schicht, die sich auch über das Vorfundament der Heiligkreuzkapelle zieht. Die Süderstreckung des Osttraktes liess sich mit einer Mauerecke fassen, die auf der

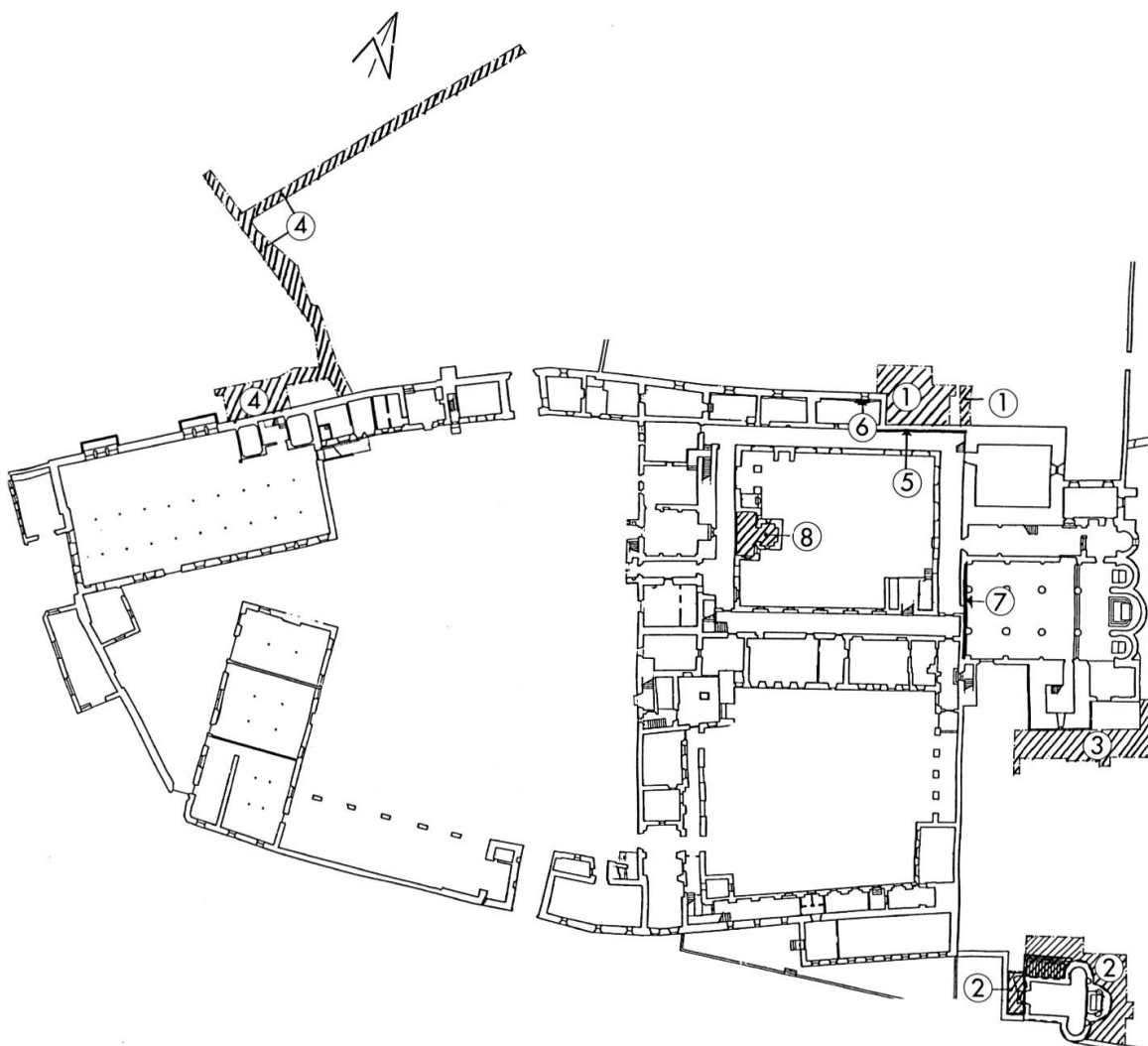


Abb.1: Münstair, Kloster St.Johann; Übersicht über die Ausgrabungs- und Untersuchungsplätze 1995.

1 Oberer Garten – 2 Friedhof: Heiligkreuzkapelle – 3 Friedhof: südlich Kirchturm – 4 Kälberwiese/Remise – 5 Nordkreuzgang-Nordmauer – 6 Nordtrakt: östlicher Kellerraum – 7 Kirchenestrich – 8 Ulrichskapelle.

Flucht der Südmauer des karolingischen Klosters (bzw. des südlichen karolingischen Konventflügels) liegt. – Jünger als die beiden karolingischen Etappen und sogar als die romanische Fassung des Osttraktes sind Mauern, die von einem Verbindungsbau zwischen Kapelle und Osttrakt herrühren. Nördlich der Kapelle fanden sich Reste von Holzbauten, die nach einem Brand einmal erneuert worden sind. Sie gehören zu den karolingischen (II) Schichten.

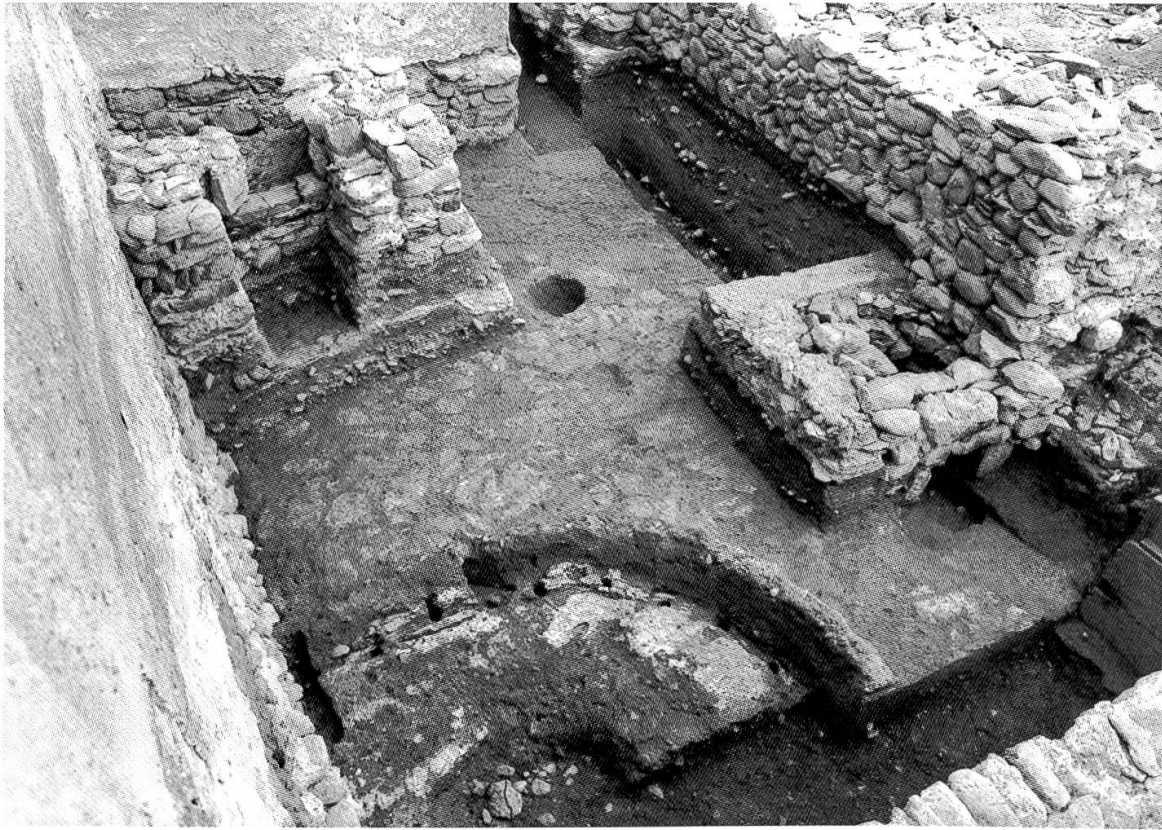


Abb. 2: Müstair; Grabung Oberer Garten 1995, gegen WNW: Im Vordergrund die karolingische Mörtelmischscheibe, rechts darüber der ältere und oben links der jüngere Ofen, umgeben von der aktuellen Kreuzgangmauer (links), dem Nordtrakt (oben) und der Nordmauer der spätmittelalterlichen «Gewölbeküche» (oben rechts).

Die Untersuchung der Fundamentpartie der Heiligkreuzkapelle zeigte, dass die Fundamente der heutigen Seitenapsiden im Osten mit dem Fundament einer Hauptapsis im Verband stehen, die um Mauerstärke länger war und gleich breit wie das Schiff. Mindestens die Fundamente des Kapellenschiffes gehören schon zur älteren Anlage.

#### Fläche südlich Kirchturm

Durch den Einbau der Nonnengruft unter der Marienkapelle ist um 1750 die Apsis des südlichen karolingischen Annexes zerstört worden. Weiteren Schaden richtete der Bau eines Vorraumes 1876 an: Der Vorraum reicht bis etwa zur Südflucht des Glockenturmes, und die dafür notwendige Abtiefung hat im Areal zwischen Turm und Südannex alle älteren Schichten beseitigt. Von der Ostpartie eines zusätzlichen Anbaus an den karolingischen Südannex hat sich südlich des Vorraumes zur Nonnengruft nur noch die Südmauer und ein Teil der wohl gerade verlaufenden Ostmauer erhalten, die ungefähr mit dem Scheitel der Südannex-Apsis fluchtet. In der Südostecke dieses Annexes stellten wir einen Wassersammler fest, der später

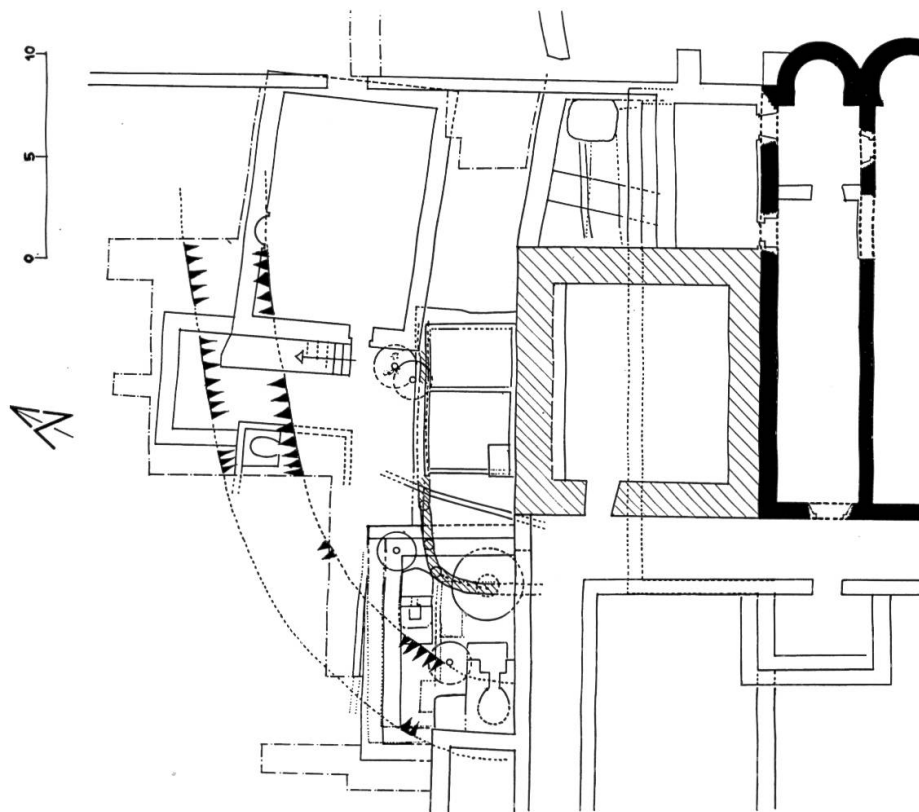


Abb. 3: Müstair; Grabung Oberer Garten 1995: Auszug aus dem Phasenplan mit dem Graben um den hochmittelalterlichen Plantarium, 1:500.

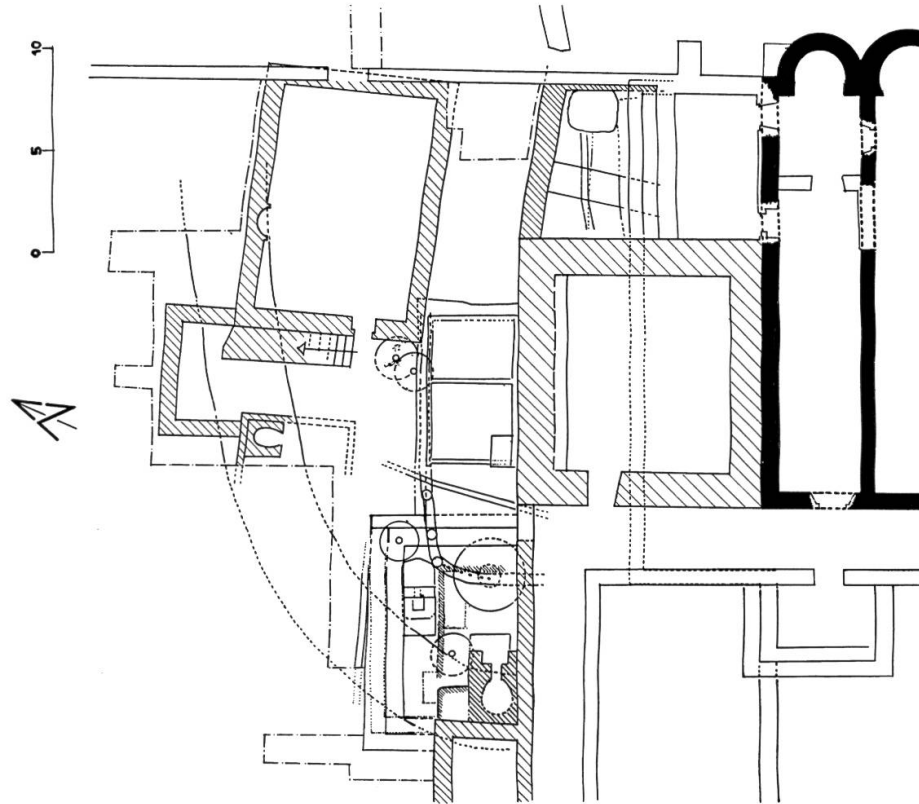


Abb. 4: Müstair; Grabung Oberer Garten 1995: Auszug aus dem Phasenplan mit dem Eginoturm und seinen Nebenbauten, 1:500.





Abb. 5: Müstair; Grabung bei der Heiligkreuzkapelle 1995, gegen WNW: Das Fundament einer älteren, grösseren Hauptapsis steht im Verband mit den Fundamenten der aktuellen Seitenapsiden.

verschlossen und mit zwei Mörtelböden überdeckt wurde. Vom Sammler aus führte ein Kanal mit steil abfallendem Boden unter der Aussenmauer durch nach Süden. Bei seinem Ansatz ist der Kanalboden mit Steinplatten ausgelegt, während er südlich in einen rund schliessenden Sickerschacht ohne Bodenplatten ausläuft. Die Deutung dieses Neufundes bereitet vorläufig Schwierigkeiten: War das der Ausguss für das Wasser, das bei der (vor der anianischen Reform in vielen Klöstern täglich geübten) Fusswaschung (Mandatum) benützt wurde? Jedenfalls hatte der Raum liturgische Funktion(en). Der neu gefundene Annex kann nach Westen nicht bis zum karolingischen Osttrakt gereicht haben. Es bestand ein Zwischenraum mit (Lese-)steinumrandeten Friedhof(?)-Gräbern, zwischen Osttrakt und dem neuen Annex.

Spätestens in romanischer Zeit wurde dieser Anbau aufgegeben und durch ein Gebäude ersetzt, dessen massive Umfassungsmauern im Süden und Osten dicht an diejenigen des karolingischen Annexes mit Ausguss anschlossen. Ein mit der romanischen Mauer verbundenes Fundamentmassiv im Süden darf wohl als Treppenfundament gedeutet werden.



*Abb. 6:* Müstair; Grabung beim Kirchturm 1995, gegen WSW: Das breite, romanische Fundamentmassiv umfasst einen schmälere, karolingischen Mauerwinkel mit Ablaufschacht, der in die Sickergrube am linken Bildrand mündet. Am rechten Bildrand der Betondeckel des Vorraums zur Nonnengruft und dahinter das Kirchturmfundament. Am oberen Bildrand die Ostmauer des karolingischen Osttraktes mit zwei ummauerten Schächten, davor steinumstellte karolingische Gräber.



## Grabung Remise in der Kälberwiese

Der Fundamentgraben für die lange Südmauer des grossen Remisengebäudes in der Kälberwiese, sowie ein ausgedehnter Graben für Zu- und Ableitungen konnten vom Archäologischen Dienst Graubünden als West-Ost- und als Nord-Südschnitt durch die Kälberwiese angelegt werden. Dabei wäre es geblieben, hätten die Architekten nicht nachträglich die Leitungsführung doch noch ändern müssen. Das neue Projekt führte zu einer Flächengrabung (immerhin bescheidenen Ausmasses), die sich über das Areal erstreckte, in welchem die Nordostecke unseres prähistorischen Pfostengebäudes liegt. Wir hatten seinerzeit bewusst auf diese zusätzliche Ausgrabung verzichtet, weil wir uns an die bauseits gegebenen Notwendigkeiten halten wollten. Nun, da unser Manuskript über den prähistorischen Pfostenbau etc. druckfertig war (es ist seither im Druck), drängte sich diese Ergänzungsgrabung auf. Die Resultate konnten im Manuskript nicht mehr berücksichtigt werden, da ein Termin für die Veröffentlichung gesetzt ist.

Es wurden wiederum mehrere Phasen des bronzezeitlichen Pfostengebäudes festgestellt, die recht gut mit der bisherigen Interpretation übereinstimmen, uns aber dazu zwingen, noch eine weitere Phase anzunehmen. In den Schnittprofilen konnte die aus den früheren Grabungsetappen bekannte Schichtenabfolge bis in die östliche Kälberwiese verfolgt werden; zu den hochmittelalterlichen Schichten gehören Lagersteine und verkohlte Bohlen eines «Ständerbaues», die im Nord-Süd-Schnitt gefasst wurden.

## Nordkreuzgang-Nordmauer zwischen Plantaturm und Nordtrakt

Die Nordseite der Mauer ist im Grabungsgebiet der «Gewölbeküche» im Oberen Garten untersucht worden. Auf der Südseite der Mauer im Kreuzgang-Erdgeschoss wurde, soweit bauseits verlangt, der verrottete Verputz beseitigt. Die Untersuchung ergab, dass die (mehrphasige?) romanische Nordmauer des Kreuzganges nur noch zwischen Plantaturm und Nordtrakt erhalten ist. Im Bereich des Nordtraktes ist sie offenbar Anfang des 16. Jahrhunderts ersetzt worden. Die Mauer ist jünger als der Plantaturm, und unmittelbar neben dem Turm befand sich eine Türe.

## Nordtrakt, östlichster Kellerraum

Auf Wunsch des Ingenieurs, der die Qualität des Mauerwerkes der Nordmauer überprüfen wollte, wurden ca. 2 m<sup>2</sup> Verputz an der Nordwand abgespitzt.

## Kirchenestrich

Der Westgiebel der Klosterkirche ist von der Dachseite her untersucht und steinerecht aufgenommen worden. Dabei zeigte sich, dass auf der Südseite noch eine karolingische Mittelfette in der Wand steckt, und auch ein parallel zur Wandfläche

unter dem Giebel bündig mit der Wand horizontal verlegtes Bälkchen gehört noch zum karolingischen Bestand. Ein entsprechendes Bälkchen wurde auch im Ostgiebel festgestellt. Proben von allen drei Hölzern wurden vom Atelier Orcel in Moudon entnommen; die dendrochronologische Datierung steht noch aus.

### Ulrichskapelle

Die zeichnerische Dokumentation von 1971/72 wurde durch L. Stupan ergänzt.

### *Manuskript über die prähistorischen Pfostenbauten*

Das Manuskript ist in überarbeiteter und ergänzter Fassung im Druck.

Um dem Bedürfnis nach Veröffentlichungen über die Untersuchungsergebnisse entgegenzukommen, haben wir uns entschlossen, die vorläufige Übersicht über die bauliche Entwicklung des Klosters, die ursprünglich nur als interner Bericht angefordert und gedacht war, zu überarbeiten und zusammen mit dem Manuskript über die bronzezeitlichen Baubefunde und die vorklosterzeitlichen Kleinfunde zu veröffentlichen. Das Manuskript hat dem Nationalfonds in der bereinigten Form noch einmal vorgelegen; es wurde akzeptiert, und es ist uns ein Publikationsbeitrag zugesprochen worden.

### *Marmorplatten*

Im vergangenen Jahr ist eine Reihe grossformatiger Bruchstücke von Flechtwerkplatten geborgen worden. Sie sind alle gezeichnet und photographiert. Ein ausserordentlich fragiles Stück musste von Restaurator O. Emmenegger gefestigt und geheftet werden.

Damit sind nun alle Müstairer Flechtwerksteine, sowohl die Altfunde wie auch diejenigen aus unseren bisherigen Grabungskampagnen, für die Bearbeitung vorbereitet.

### *Vorbereitungsarbeiten für die Bearbeitung*

J. Diaz, Student an der Uni Zürich, hat die Bearbeitung der Fundmünzen als Liz.-arbeit bei Prof. Geiger übernommen.

A. Boschetti, Student in Bern und Zürich, hat die Bronzeglocke aus dem Egino-turm bearbeitet, nachdem er bereits die Konservierungsarbeiten (Josmar Lengler, Rät. Museum, Chur) begleitet hat. Er wird seine Studien vertiefen und erweitern.

F. Pescatore hat im Rahmen einer Semesterarbeit die Fenster in Müstair katalog-mässig erfasst.

B. Piguet ist daran, im Hinblick auf die Bearbeitung der Flechtwerksteine die noch nicht in Sammelwerken erfassten Vergleichsbeispiele aus der Literatur zusammenzustellen.

Zurzach, Silvester 1995

HR. Sennhauser

## Bergün «Orta» 1995

### Einleitung

«*Fîa sesom vischmancha 24 avuost 1892*» (*Feuer im Oberdorf am 24. August 1892*)

So beginnt eine Reportage in der Lokalzeitung «Pro Bravuogn», die unsere Aufmerksamkeit auf eine Wüstung im Oberdorf von Bergün lenkte.<sup>1</sup>

Am 24. August 1892 wurde das Quartier westlich der reformierten Kirche durch eine Brandkatastrophe völlig zerstört.<sup>2</sup> Fünf Häuser und die dazugehörigen Ställe wurden ein Raub der Flammen (Abb. 7, Häuser im Vordergrund rechts). Ein Zitat



Abb. 7: Bergün um 1890. Ansicht von Westen

aus der Zeitung «Fögl d'Engiadina» lautet: «*Il schlers, la chadafö e la chamineda sun ils unics gebens chi sun restos zieva l'incendi.*» (*Lediglich «Spensen», Küchen und Keller haben dem Feuer widerstanden.*)<sup>3</sup> Eine dieser «Spensen», ein zweigeschossiger Vorratsraum mit einer Gewölbedecke, dessen Türe und Fensterläden aus massiven Eisenplatten bestanden, überdauerte bis heute. Dieser Raum wurde nach dem Brand repariert und mit einem Satteldach versehen. Während dem Bau der Albulabahn wurde er als Schuhmacherwerkstatt, später als Abstellraum

<sup>1</sup> Pro Bravuogn, 1992, Nr. 4.

<sup>2</sup> Pro Bravuogn, 1992, Nr. 4. – Der freie Rhätier, 25. 8. 1892, S. 2. – Fögl d'Engiadina, 27. 8. 1892.

<sup>3</sup> Fögl d'Engiadina, 27. 8. 1892.

genutzt. Das Haus von Linard Cloettea (Abb. 10) wurde im Jahr nach dem Brand auf den alten Grundmauern wieder aufgebaut. Auch hier konnten die alten Gewölbekeller weiter verwendet werden. Die übrigen Gebäude blieben einige Zeit als Ruinen bestehen, später wurden die Mauern geschleift und das Gelände eingeebnet. Der Garten von Bau C (Abb. 10) wurde erst in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts bei der Verbreiterung der Albulastrasse aufgefüllt und eingeebnet.<sup>4</sup> Ein Bauvorhaben auf diesem Grundstück veranlasste den Archäologischen Dienst Graubünden, das Gebiet zu untersuchen. Bot sich doch eine einmalige Gelegenheit, die baugeschichtliche Entwicklung von Engadinerhäusern zu erforschen, deren Bausubstanz seit Ende des letzten Jahrhunderts unverändert geblieben war. Von besonderem Interesse war die Frage nach der Entstehungsweise und der zeitlichen Einordnung der Mischbauweise (Engadinerhaus) in Bergün.<sup>5</sup>

### *Die Ausgrabung*

Die Feldarbeiten dauerten drei Monate, eine Fläche von ca. 1000 m<sup>2</sup> wurde archäologisch untersucht. Ein grosser Teil der Grundmauern dreier, beim Brand von 1892 abgegangener Häuser konnte freigelegt und baugeschichtlich untersucht werden (Abb. 7 und Abb. 10). Im Westteil des Grundstücks waren die Mauern ca. 1 m hoch erhalten, im Osten, entlang der Albulapassstrasse, erreichten sie etwas mehr als Geschosshöhe. Einzelne Kellergewölbe stürzten erst während den Ausgrabungsarbeiten ein. Da die Planierungsschichten seit der Jahrhundertwende entstanden, also vom Fundmaterial her uninteressant waren, konnten die Grabarbeiten bis auf die Brandschicht von 1892 maschinell ausgeführt werden.<sup>6</sup> Diese Brandschicht enthielt den gesamten Hausrat, viele Beschläge von Leiterwagen und Pferdeschlitten, Werkzeuge und Geräte für die Feld- und Stallarbeit. Anhand der verstürzten Kochherde konnte in zwei Häusern die Lage der Küchen im nicht mehr vorhandenen Wohngeschoss rekonstruiert werden. Die Steigeisen und ein Brandeisen mit den Initialen PM, welche in der «Cuort» von Bau A gefunden wurden, dürften wohl Eigentum des Bergführers Peter Mettier gewesen sein, in dessen Haus die Brandkatastrophe durch eine umgestürzte Petrollampe ausgelöst wurde.<sup>7</sup>

<sup>4</sup> Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Giacomo Gregori, der mir auch freundlicherweise sein Photoalbum mit Ansichten von Bergün um die Jahrhundertwende zur Verfügung stellte.

<sup>5</sup> Weitere Ausführungen zu diesem Thema, siehe z. B. JANOSA MANUEL: Mittelalterliche Siedlungsreste in Bergün, JHGG 1993, S. 97. – SIMONETT CHRISTOPH: Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, Bd. 1, S. 179–189, Basel 1965.

<sup>6</sup> An dieser Stelle sei dem Baggerführer und der ganzen Grabungsmannschaft für ihren Einsatz gedankt.

<sup>7</sup> Der freie Rhätier, 25. 8. 1892, S. 2

## *Der Siedlungsgrundriss des 16. Jahrhunderts*

Der erste Siedlungsgrundriss umfasste vier ein- bis zweiräumige Gebäude (Abb. 8). Die genaue Dimension kennen wir leider nur von Bau A. Die übrigen Bauten konnten nicht vollständig freigelegt werden, da sie sich über unsere Grabungsfläche hinaus bis unter die heutige Strasse fortsetzten. Die östliche Mauerflucht wurde anhand von Strassenbauplänen aus dem letzten Jahrhundert rekonstruiert.

Die Bauten A – C weisen kräftiges, gemörteltes Bruchsteinmauerwerk mit Mauerstärken von ca. 70 cm auf, Bau D hingegen nur 40–60cm. Von letzterem Gebäude kennen wir nur zwei ca. 3 m lange Mauerstümpfe der Nordwestecke. Die Nordwand zieht unter die heutige Quartierstrasse hinein. Der südliche Teil wurde wohl später beim Bau der «Cuort» von Haus C abgerissen.

### **Bau A**

Der Bau A besteht aus zwei Räumen von nahezu quadratischem Grundriss. Die Räume sind durch Türen auf der Ostseite erschlossen. Beide Türen haben schräge, sich gegen den Raum hin öffnende Leibungen, in denen zur Befestigung der Türangeln Rundholzdübel eingemauert waren. Die Schwellen bestanden aus Lärchenbohlen von ca. 6 cm Stärke, deren Enden ebenfalls in die Leibungen eingemauert waren. Die dendrochronologische Datierung eines dieser Hölzer ergab das Endjahr 1514.<sup>8</sup> Leider fehlen Waldkante und Splintholz, dies bedeutet, dass der Baum zu diesem Zeitpunkt noch im Wachstum stand. Das Fälldatum kann also bedeutend später sein. Mehr Glück hatten wir bei der hölzernen Rückwand einer Nische der Binnenmauer. Die 90 Jahrringe dieses Lärchenbretts enden im Jahre 1551. Die Waldkante fehlt zwar auch hier, vom Splintholz konnten jedoch noch 20 Jahrringe gezählt werden, das Fälljahr dürfte also nur unwesentlich später sein (Nach Meinung des Dendroexperten M. Seifert höchstens 5 Jahre). Der Bau A dürfte also anfangs zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden sein.

### **Bau B**

Von diesem Gebäude konnten lediglich die zwei bis zu 6 m langen Mauerstümpfe der Nord- und Südwand gefasst werden. Die Westmauer wurde bei einem späteren Umbau abgerissen und die Ostwand liegt unter der heutigen Strasse. Die Ost-Westausdehnung der Baute ist uns also nicht genau bekannt. Im freigelegten Teil konnte kein Anhaltspunkt für eine Trennwand beobachtet werden, es ist also eher anzunehmen, dass es sich dabei um ein einräumiges Gebäude handelte. Auch die Anordnung der mit einem Tuffsteingewände versehenen Türe in der Mitte der Südwand unterstützt diese Hypothese. Mittels zweier eingemauerter Balkenköpfe und einem Sturzbrett wurde in der Südmauer eine Nische konstruiert. Diese 106,

<sup>8</sup> Die Dendroanalysen wurden durch das Dendrolabor des Büros für Archäologie der Stadt Zürich durchgeführt.



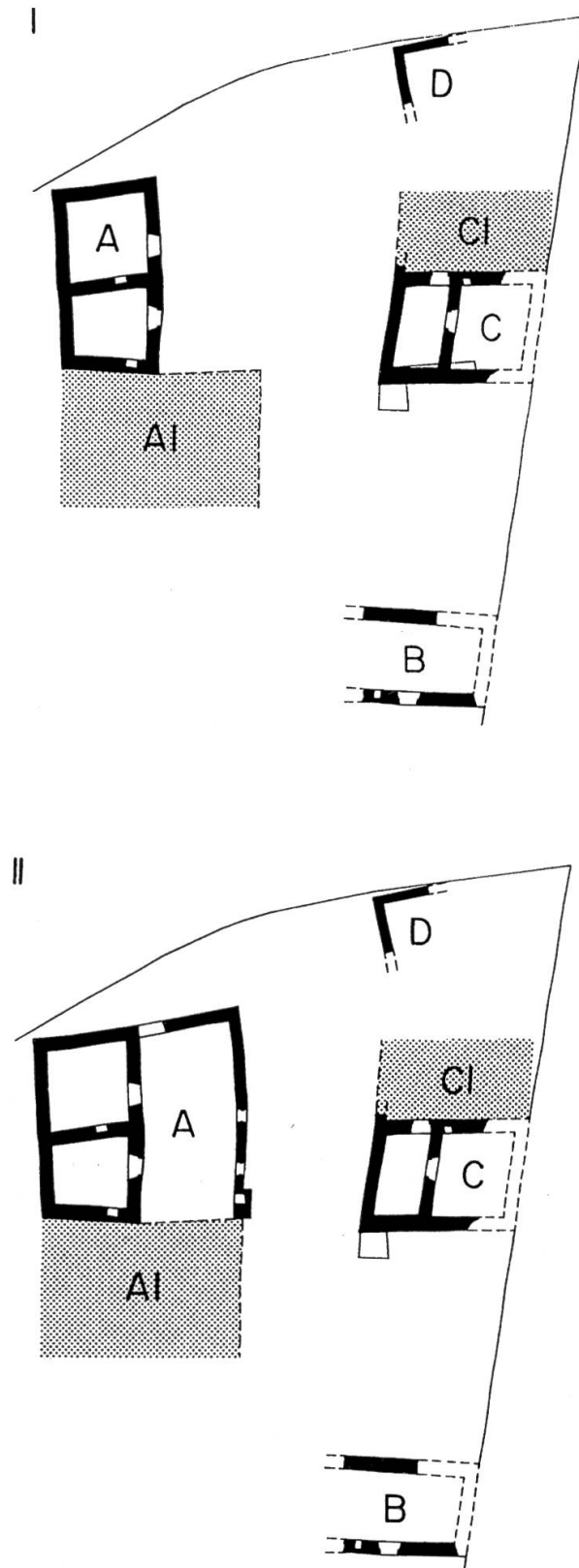


Abb. 8: Bergün «Orta»; I. Siedlungsgrundriss um 1550, II. Siedlungsgrundriss um 1605.  
M 1:500

respektive 155 Jahrringe aufweisende Balkenköpfe ergaben Dendrodatierungen mit Endwerten von 1518 und 1524, aber auch hier fehlt uns die Waldkante und folglich auch das Fälldatum. Es darf wohl angenommen werden, dass auch dieser Bau noch im 16. Jahrhundert entstanden ist.

### Bau C

Bau C ist ebenfalls ein zweiräumiges Gebäude. Der Zugang erfolgte durch eine Türe auf der Nordseite des Westraums, von dem aus man in den zweiten Raum gelangte. Die Türen waren mit äusseren, gemauerten Türanschlügen, schrägen Leibungen und eingemauerten Rundholzdübeln für Türangeln und Riegelsperren ausgestattet.

Der westliche Teil der Südwand, bis auf die Höhe von ca. einem Meter, weicht um einige Grade von der Gebäudeflucht nach Nordosten ab. Diese Mauer wurde einhäufig in die bis auf den anstehenden Felsen ausgehobene Baugrube gesetzt. Auf der Aussenseite wurde nachträglich die Mauergrube für eine sich nach Westen hin verjüngende Vormauerung ausgehoben, jedoch blieb man mit der Grabensohle ca. 30 cm über dem anstehenden Felsen. Auf die unregelmässige Oberkante der Mauer wurde mit demselben Mörtel in der neuen Ausrichtung weitergebaut. Da weder eine eindeutige Abbruchkronen noch eine Baufuge zu den übrigen Mauerteilen dieser Bauphase und auch kein Unterschied im Mörtel nachgewiesen werden konnte, nehmen wir an, dass es sich hier lediglich um eine Planänderung während den Bauarbeiten handelte und nicht um eine ältere Bauphase.

Auf der Nordseite an Bau C anschliessend stand wohl ein Ökonomiegebäude (Abb. 8, C1) mit einem gemauerten Sockelgeschoss und Holzaufbau, das beim Bau von Gebäude C schon existierte. Aus der Nordwestecke von Bau C herausragende Steine in ca. 2 m Höhe legen diesen Schluss nahe. Leider konnte von diesem Bau nur ein ca. 1 m langer Fundamentstummel der westlichen Aussenwand gefasst werden.

### *Die erste «Cuort»*

Anfangs des 17. Jahrhunderts wurde Bau A auf der Ostseite um einen mindestens zweigeschossigen Anbau von ca. 5 m Breite und 10 m Länge erweitert (Abb. 8). Datiert wird diese Bauphase durch einen eingemauerten Balkenkopf der Untergeschossdecke. Das 179 Jahrringe aufweisende Lärchenholz wurde im Jahre 1605 gefällt. Der Anbau dürfte also in den darauffolgenden Jahren entstanden sein. Erschlossen wird der Raum durch ein 180 cm breites Portal auf der Nordwestseite mit einer Rampe zur nördlichen Quartierstrasse. Gegen Osten konnten in beiden Stockwerken nachträglich zugemauerte Fensteröffnungen mit schrägen Leibungen nachgewiesen werden. Die Anordnung der zwei 75/60 cm grossen Fenster im Untergeschoss bedingt eine Sichtbalkendecke, sind doch die Oberkanten der Fenster und der Balkenlage auf einer Ebene. Ein Nord/Süd orientierter «Schorr-

graben», der jedoch zeitlich nicht eingeordnet werden kann, deutet darauf hin, dass das Untergeschoss unseres Anbaus teilweise als Viehstall genutzt wurde.

Nahe der Südostecke des Raumes war ebenerdig eine cheminéeartige Öffnung von 60/60/60 cm mit einem über zwei Stockwerke führenden Kaminschacht von 20/30 cm in die Ostwand integriert. Welchem Zweck diese Konstruktion diene, konnte nicht ermittelt werden. Da keine Brandspuren festgestellt werden konnten und im oberen Geschoss gar ein Brett in der Schachthoffnung belassen wurde, kann eine Feuerungsanlage ausgeschlossen werden. Der Hohlraum, in dessen Bereich die Mauerstärke nur ca. 20 cm betrug, schwächte das Mauerwerk derart, dass der Mauerteil bis zur Gebäudeecke einstürzte und neu aufgemauert werden musste. Dieser als Mauerstumpf sauber ausgeführte Abschluss ohne Eckbinder lässt uns annehmen, dass die Südwand durch einen bereits bestehenden Holzbau gebildet wurde (Abb. 8, A1). Auch Holznegative im Mörtel auf der Stirnseite der später entstandenen Verbindungsmauer zu Bau C unterstützen diese Hypothese. Möglicherweise bildete der eigenartige, um die halbe Mauerstärke versetzte Knick in der Ostmauer des späteren Stalles die Südostecke dieses Vorgängerbaus (Abb. 10). Im Gelände hat dieses Gebäude keine Spuren hinterlassen, da beim Aushub für den später errichteten Stall bis auf den anstehenden Grund gegraben wurde.

Wenn man die breite Türe, den grosszügigen Durchgang, der auch die Kellerräume erschloss, und den vermutlichen Zugang zum Vorgängerbau des Stalles in Betracht zieht, kann man hier zum ersten Mal von einer «Cuort» sprechen.

### *Die bauliche Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis 1892*

Die weiteren Bauphasen von anfangs 17. Jahrhundert bis zum Brand von 1892 können zeitlich nicht genau eingeordnet werden, da datierende Befunde fehlen. Einen Anhaltspunkt gibt uns eine 1728 geprägte Haldensteiner Münze von Gubert von Salis, die aus einer Schicht in der Gasse zwischen den Ställen des Hauses A und B stammt, welche älter als diese Stallbauten ist (Abb. 10).

### **Bau C**

Dieses Gebäude erfährt wohl noch im 17. Jahrhundert einige Umbauten. So wird der westliche Raum mit einem Tonnengewölbe versehen. In einer weiteren Umbauphase wird die Südwand teilweise ersetzt und mit neuen Fensteröffnungen versehen. Der Aussenputz wird erneuert. Die Fassaden werden blau getüncht, wobei die Fenster weiss ausgespart und mit einer linearen schwarzen Umrandung versehen werden. Eine an diesen Verputz anschliessende, gemauerte Plattform von quadratischer Grundfläche mit ca. 1.5 m Seitenlänge dürfte das Fundament eines Backofens sein (Abb. 8).

Der Anbau, welcher die Lücke zwischen den Gebäuden A und C schliesst, dürfte Ende des 18. Jahrhunderts entstanden sein (Abb. 9). Die Dendrodatierungen von Balkenköpfen der Untergeschossdecke ergaben zwar Werte um 1550, jedoch



dürften diese Hölzer wiederverwendet worden sein. Eventuell stammen sie von dem zur selben Zeit abgerissenen Bau D.

Ungefähr mit derselben Breite wie Bau C wird zwischen die bestehenden Bauten ein einräumiger, drei Geschoss hoher Bau eingeschoben. Die Fenster auf der Ostseite von Bau A werden zugemauert, und die zwei Aussenmauern von Gebäude A und C mit einer Vormauerung verstärkt. Die erste Geschossdecke wird als «Voltpianadecke» ausgebildet, die zweite als Ost/West orientiertes Tonnengewölbe mit zwei nach Süden gerichteten Stichbogen. In der Mitte der Stichbogen sorgt je ein quadratisches Fenster von ca. 80 cm Seitenlänge für Tageslicht. Im ersten Geschoss wird in der Westwand von Bau C eine Türe ausgebrochen. Der Keller des neu errichteten Raums wird durch eine Innentreppe erschlossen. Die zwei Fenster auf der Südseite des Kellers weisen schräge Leibungen und weit nach unten gezogene Brüstungen auf. Im Norden wird in derselben Bauphase der freie Platz zwischen Bau A und D durch einen L-förmigen Mauerstumpf umbaut. Der so, unter Einbezug des neuen Anbaus, der Ostwand des Baus A sowie der Westmauern von Gebäude D und C1 gewonnene Raum wird als Stall genutzt. Ob Bau D und C1 aneinander stiessen oder ob zwischen den beiden Bauten eine Verbindung gebaut wurde, konnte nicht festgestellt werden, da beide Gebäude vor dem endgültigen Abgang des Quartiers abgerissen wurden und wir deren Ausdehnung nicht ermitteln konnten.

#### Bau A

Durch den Neubau des Stallteils verdoppelt sich der Grundriss von Bau A (Abb. 10). Später erfährt Gebäude A keine grossen Veränderungen mehr. Lediglich die Wand zwischen dem Stall und der «Cuort» wird erneuert. In der Nordostecke der «Cuort» wird abgetieft und eine gepflästerte Dunglagerstätte angelegt. Die Zugangsrampe zur «Cuort» wird gepflästert und erhält auf der Ostseite eine Stützmauer. Der Durchgang in der Cuort wird ebenfalls gepflästert.

#### Bau B

Dieses Gebäude behielt seine ursprüngliche Form am längsten. Erst nach dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts erfolgt ein grösserer Umbau. Im Westen wird eine «Cuort» und ein Viehstall angebaut (Abb. 9). Auf der Südseite entsteht ein Raum mit einem Ofen. Auf die Abbruchkronen der nur noch bis Mannshöhe erhaltenen Mauern des Kernbaus wird neu aufgebaut. Die Westwand wird leicht verschoben und mit einer Türe versehen. In der Nordmauer wird ein Fenster eingebaut. In der Südwand wird die Türe zugemauert und eine Feuerungsöffnung mit einem Entlastungsbogen für den Ofen im Südraum geschaffen. Die «Cuort» wird durch ein Portal von der teilweise gepflästerten Gasse auf der Nordseite erschlossen. Der Stall hat einen Zugang auf der Westseite direkt ins Freie und einen weiteren von der «Cuort». Das Dunglager bildet eine gepflästerte, quadratische Grube von ca. 2.5 m

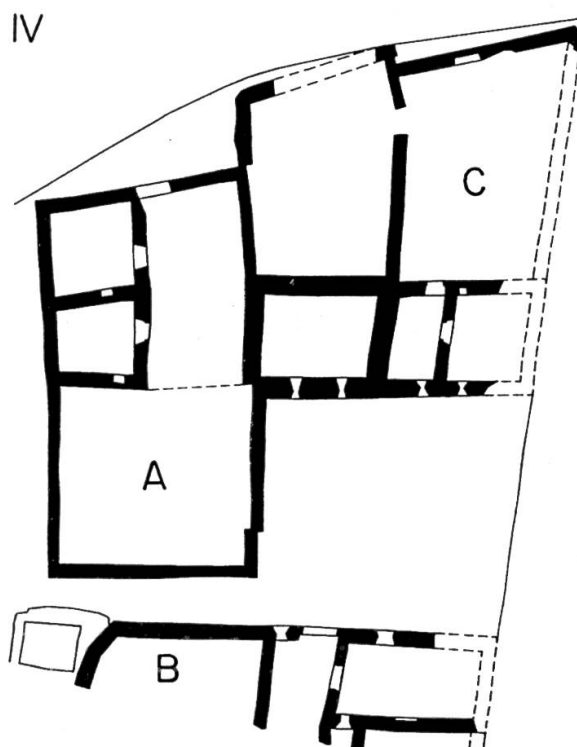
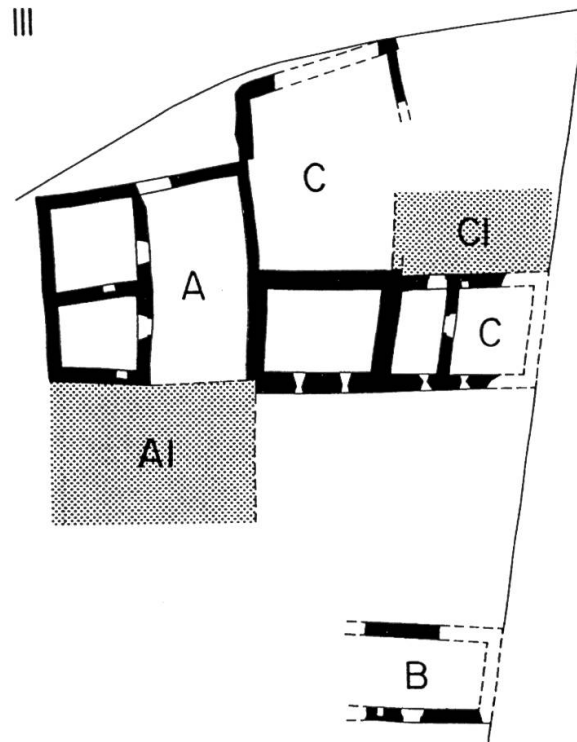


Abb. 9: Bergün «Orta»; III. und IV. Siedlungsgrundriss. M 1:500

Seitenlänge auf der Westseite des Stalles. Die ca. 1.5 m unter dem Bodenniveau des Stalles liegende Dunggrube wird von einhäutigen Stützmauern in Trockenmauertechnik eingesäumt.

In einer späteren Umbauphase wird der Kernbau durch eine Trennwand in zwei Räume unterteilt (Abb. 10). Der westliche Raum wird um ca. 30 cm abgetieft, wobei der anstehende Fels entlang der Nord- und Südwand belassen und zum Teil als gemauerte Sitzbank ausgebildet wird. In den mit grossen Bruchsteinen gepflasterten Boden werden ebenfalls Teile des anstehenden Felsens integriert. Die Decke bildet im westlichen Teil des Raumes ein offener Kaminhut, der im östlichen Teil in ein Tonnengewölbe übergegangen sein könnte. Die gleichzeitig erfolgten Umbauten im Südraum sind nicht ganz klar, da nur ein schmaler Streifen freigelegt werden konnte. Die Westwand wird abgebrochen und die so entstandene Raumecke durch einen Eckpfeiler verstärkt. Der Ofen wird erneuert und mit einem neuen Rauchabzug, der in den offenen Kaminhut des Nebenraums mündet, versehen.

Bei weiteren Renovationen wird im Südraum östlich des Ofens eine Wand mit einer Nische hochgezogen, der so abgetrennte Raum wird mit einer Vormauerung versehen, auf die ein Ost/West orientiertes Tonnengewölbe gestellt wird. Der

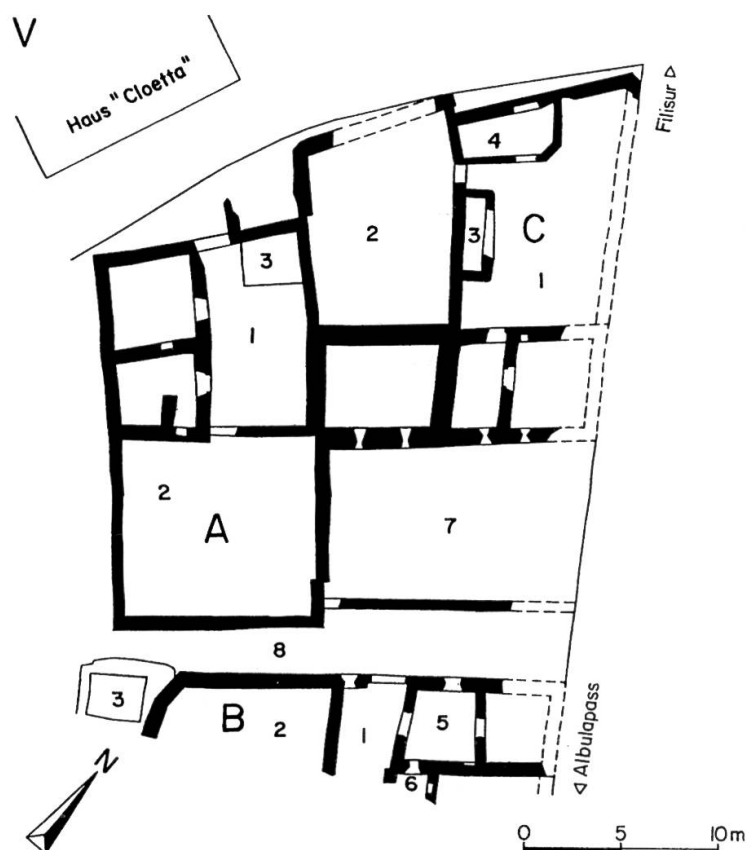


Abb. 10: Bergün «Orta»; V. Siedlungsgrundriss: 1 «Cuort» – 2 Stall – 3 Dunglager – 4 Backstube – 5 Küche – 6 Ofen – 7 Garten – 8 Gasse. M 1:500

Abbruch des Ofens und die Zumauerung der Feuerungsöffnung sowie der Einbau einer Herdstelle in der Südostecke der Küche (Abb. 10, 5) sind die letzten Veränderungen in Haus B.

#### Bau C<sub>1</sub>

Der Bau C<sub>1</sub> wird abgerissen und durch eine «Cuort» mit trapezoidem Grundriss von ca. 12/10 m ersetzt (Abb. 10). Der Zugang zur «Cuort» erfolgte in der Nordostecke von der Albulapassstrasse her. Um die Höhendifferenz zur Strasse zu überwinden, musste der gepflästerte Boden gegen das Portal und die Zugangsrampe hin mit Anzug gebaut werden. Der südliche Teil der «Cuort», der teilweise auch als Viehstall genutzt wurde, besass einen Holzboden. Entlang der Trennwand zum Stall wird in einer weiteren Bauetappe ein rechteckiges Dunglager von ca. 4/1 m erstellt. Diese gemauerte, einen halben Meter vertiefte, Grube diente auch als Fäkalien-grube des darüberliegenden Plumpsklos. In einer weiteren Umbauphase wird in der Norwestecke der «Cuort» eine Backstube eingebaut. Der Backofen mit hufeisenförmiger Grundfläche wird auf einen gemauerten Unterbau mit Holzbohlenabdeckung gestellt. Auf die Bohlen kommt eine ca. 40 cm starke Bodenkonstruktion aus Mörtel und Steinen, deren oberer Abschluss eine Lage Backsteine bildet. Bei einer späteren Reparatur wird eine weitere Lage Backsteine eingebracht. Die Feuerungsöffnung konnte mit einer Eisentüre verschlossen werden. Die Aussentreppe auf der Südseite des Hauses und der Türausbruch im ersten Geschoss, die den direkten Zugang zum Garten ermöglichten, dürften die letzten Veränderungen in Haus C sein.

#### *Baugeschichtlicher Überblick*

Das erste Gebäude in Engadinerbauweise (Mischbauweise) datiert anfangs des 17. Jahrhunderts. Es scheint jedoch, dass Haus und Stall schon im 16. Jahrhundert aneinandergelagert wurden, wenn möglicherweise auch noch nicht unter einem Dach vereint. In ihrer Spätphase waren die Bauten A, B und C geräumige, dreigeschossige Engadinerhäuser (Siehe auch Abb. 7). Obwohl uns lediglich die genaue Einteilung der Kellergeschosse mit «Cuort», Vorratsräumen und Viehstall bekannt ist, darf man wohl annehmen, dass sich darüber die Wohngeschosse mit «Sulèr», Stube und Küche, sowie im obersten Stock die Schlafgeschosse befanden. Wenn wir die Häuser nach der Typologie von Simonett bezeichnen<sup>9</sup>, so handelt es sich bei Gebäude A und C um Häuser mit zwei frontalen Durchfahrten. In diesen Häusern konnte auch nachgewiesen werden, dass ein Teil der «Cuort» als Viehstall genutzt wurde. Bau B gehört zum Typus der Häuser mit einer frontalen und einer seitlichen Durchfahrt.

*Alfred Liver*

<sup>9</sup> SIMONETT CHRISTOPH: Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, Bd. 1, S. 179 – 189, Basel 1965.

## Ein Haus am Churer Martinsplatz

Nach einem Unterbruch von etwa 40 Jahren erhielt der Churer Martinsplatz im vergangenen Jahr wieder eine Pflästerung. Dieser Anlass bot zusätzlich Gelegenheit, die seit einigen Jahren laufenden Erneuerungsarbeiten des bestehenden Leitungssnetzes zu beenden. Damit bei diesem Umbau des Platzuntergrundes keine für die Stadtgeschichte wichtigen Zeugnisse verloren gehen, wurden notwendige archäologische Untersuchungen in das Bauprojekt eingebunden.

Seit Jahrhunderten entstanden auf dem Gebiet des Martinsplatzes Kanäle und Leitungen aller Art, und wurden wieder aufgegeben. Dass trotz einem verdichteten Leitungsbau viel archäologische Substanz erhalten geblieben ist, war von früheren, baubegleitenden Sondierungen bekannt.<sup>10</sup> Was aber an Fülle von Informationen während den insgesamt zehn Monate dauernden Grabungen in den Jahren 1994 und 1995 auf uns zukam, war so nicht abzusehen. Die Vielfalt der Ergebnisse zwingt uns leider, diese gestaffelt vorzustellen. Einblicke ins 19. und frühe 20. Jh. vermittelte bereits Bettina Corrins im vorangegangenen Jahresbericht.<sup>11</sup> Der vorliegende Aufsatz beschreibt den Werdegang eines Hauses im heutigen westlichen Platzbereich bis zu seiner Aufgabe infolge der Brandkatastrophe im Jahre 1574.

### *Stadtbrände im 15. und 16. Jahrhundert*

Die siedlungsgeschichtliche Bedeutung des Platzes wird durch die Martinskirche bestimmt. Letztere bildete spätestens seit karolingischer Zeit den Mittelpunkt einer Siedlung am Fusse der bischöflichen Burg.<sup>12</sup> Obwohl sichere Zeugnisse fehlen, fanden hier wahrscheinlich schon früh Märkte statt. Mittelalterliche Märkte, so bemerkt Linus Bühler, siedelten sich mit Vorliebe vor Gotteshäusern an, wo sich das religiöse und gesellschaftliche Leben konzentrierte.<sup>13</sup> Diese zentrale Stellung behielten Platz und Kirche wohl auch während hochmittelalterlicher Zeit, als Chur zu einem befestigten Ort in der Ausdehnung der heutigen Altstadt heranwuchs.

*Abb. 11:* Chur, Martinsplatz 1994/95; Planprospekt der Stadt Chur, Ölgemälde aus dem Schloss Knillenburg (Meran), um 1635. Ausschnitt Martinsplatz. Original im Rätischen Museum Chur. ▷

*Abb. 12:* Chur, Martinsplatz 1994/95; Der nördliche Teil des abgegangenen Hauses (6. Grabungsetappe) vom Turm der Martinskirche aus gesehen. Ansicht von Osten. ▷

<sup>10</sup> JANOSA MANUEL: Der Churer Martinsplatz und seine Umgebung. In: AiGR, S. 361 – 364.

<sup>11</sup> CORRINS BETTINA: Der Churer Martinsplatz im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: JHGG 1994, S. 70 – 77.

<sup>12</sup> SENNHAUSER HANS RUDOLF: Spätantike und frühmittelalterliche Kirchen Churrätens. In: WERNER JOACHIM und EWIG EUGEN (HG.): Von der Spätantike zum frühen Mittelalter, Sigmaringen 1979, S. 193 – 218.

<sup>13</sup> BÜHLER LINUS: Stadtbild, Wirtschaft und Bevölkerung bis zum beginnenden 14. Jahrhundert. In: Churer Stadtgeschichte, Band I, Chur 1993, S. 225 – 263. – (Die früheste sichere Erwähnung eines Marktes bei St. Martin stammt aber erst aus dem 15. Jahrhundert.)





Abb. 11



Abb. 12



Wie dieses mittelalterliche Chur aber aussah, wissen wir nicht. Laut Erwin Poeschel ist die Ursache dafür in der verheerenden Feuersbrunst des Jahres 1464 zu finden, als die gesamte Stadt, mit Ausnahme des bischöflichen Hofes, der Klöster St. Luzi und St. Nicolai sowie einigen Häusern «in Schutt und Asche sank.»<sup>14</sup> Hilfe bei der Erforschung der mittelalterlichen Stadtgenese suchte Poeschel in späteren Ansichten, durch die er erhoffte, «wie durch eine von der Morgenkühle beschlagene Scheibe hindurch, das frühere Bild wenigstens zu ahnen.»<sup>15</sup> Dabei bot sich vor allem der *Planprospekt der Stadt Chur*, ein Ölgemälde aus dem Schloss Knillenburg (Meran) an, welcher um 1635 entstand (Abb. 11). Dieser älteste «Stadtplan» wird auch allgemein beigezogen, um den Wiederaufbau der Stadt *nach* dem Brand von 1464 zu verstehen, was grundsätzlich sicher richtig ist.

Etwas mehr als hundert Jahre später, anno 1574, zerstörte ein weiterer Grossbrand ausgedehnte Teile der wiederaufgebauten Stadt. Davon betroffen war vor allem das Gebiet zwischen dem sog. *Untertorer Mühlbach* (Poststrasse) und dem Obertor, sowie die Häuser auf der linken Seite der Plessur. Von der Oberen Gasse herkommend griff das Feuer auch auf den *Martinsplatz* über und dehnte sich weiter Richtung Bärenloch aus. Direkt bedroht wurden dadurch die nach 1464 neu errichtete Martinskirche wie auch das damalige Pfarrhaus an der heutigen Kirchgasse (Antistitium), dessen Bewohner, Pfarrer und Zeitzeuge Tobias Egli, in einem Brief den Kampf gegen das Feuer folgendermassen beschreibt: «... da hatte plötzlich das Feuer unseren Stadtteil, der Kirche gegenüber, auch schon ergriffen und war von Haus zu Haus, gleich dem bleichen Tode an die Hütten der Armen und der Reichen pochend, mit unglaublicher Schnelligkeit bis zu uns gedrungen. Und weil man die Rettung der übrigen Häuser schon aufgegeben hatte, fand ein gewaltiger Auflauf von Bürgern [...] bei unserem Hause statt. [...] Alle Kräfte vereinigend, bestiegen sie daher das Dach, warfen Schindeln herab und trieben die Flammen, welche schon die Thorflügel angefressen und fast verzehrt hatten, durch Daraufgiessen von Wasser und durch andere angefeuchtete Gegenstände zurück. Inzwischen trug ich, während jene im oberen Teil des Hauses das Feuer zurückdrängten und die Laubsäcke, damit sie nicht den Brand verstärken sollten, samt vielen anderen Einrichtungsgegenständen und Geräten aus dem Fenster in den [südlich des Hauses] vorbeifliessenden [Mühl-]Bach warfen, im unteren Geschoss einige, [...], vorher vergessene Dinge weg.»<sup>16</sup> Aus den Quellen wissen wir, dass (mit Hilfe des schnell drehenden Windes) die damaligen Anstrengungen belohnt und Kirche mit Pfarrhaus verschont worden sind.

<sup>14</sup> POESCHEL ERWIN: Kdm GR, Bd. VII, Basel 1948. – DERS.: Das Bürgerhaus im Kanton Graubünden, II. Teil, Nördliche Talschaften A, 2. Auflage, Zürich 1950.

<sup>15</sup> POESCHEL ERWIN: Chur vom Altertum bis ins späte Mittelalter. In: BM 1945, S. 1–64.

<sup>16</sup> SCHIESS TRAUGOTT: Der Churer Stadtbrand vom 23. Juli 1574. In: BM 1899, S. 137–223.

*Älteste Gebäudereste  
um die Jahrtausendwende*



Reichsgasse



Poststrasse

*Mittelalterliche Bauentwicklung  
bis zum Stadtbrand von 1464*



Stand ca. 1250



*Bauliche Veränderungen  
bis zum Stadtbrand von 1574*



Übernommene Bauteile

0 5 10 m

Abb. 13: Chur, Martinsplatz 1994/95; Phasenplan des abgegangenen Hauses im heutigen Westbereich des Platzes. Mst: ca. 1:400. Zeichnung: Bettina Corrins.



Auch aus archäologischer Sicht sind es vor allem die Stadtbrände, welche erkennbare Zäsuren im Bauegefüge einzelner Gebäude oder ganzer Quartiere hinterlassen und damit den Bauforschenden Datierungshilfen liefern. So konnte im Jahre 1990, während der baugeschichtlichen Untersuchung eines umfangreichen Gebäudekomplexes an der Rabengasse und ganz in der Nähe des Martinsplatzes, erstmals eine Ansammlung von Bauten aus hochmittelalterlicher Zeit lokalisiert werden.<sup>17</sup> Neben turmartigen Häusern fand damals ein gemauertes, *palas*-ähnliches Bauwerk grösseren Ausmasses wesentliche Beachtung. Das Erscheinungsbild des letztgenannten Gebäudes macht einerseits deutlich, dass im Bereich des damaligen Stadtkerns sehr wohl mit bedeutenden, massiv gebauten Häusern aus dem Hochmittelalter zu rechnen ist (Abb. 14). Im weiteren wird aber auch ersichtlich, dass grössere Bereiche von *mittelalterlichem Mauerwerk*, stellenweise bis zur damaligen Traufenhöhe, selbst heute *noch erhalten* sind. Diese Aussage findet beispielsweise Bestätigung in den baugeschichtlichen Untersuchungen der Martinskirche 1989<sup>18</sup> und eines Gebäudekomplexes Ecke Reichsgasse 24/Storchengasse 20 im Jahre 1992.<sup>19</sup> Aufgrund dieser Beobachtungen liegt der Schluss nahe, dass beim Brand von 1464 wohl die hölzernen Bauteile dem Feuer zum Opfer fielen, die massiv gemauerte Bausubstanz jedoch grösstenteils die Katastrophe überdauerte und auch beim Wiederaufbau der Stadt weitere Verwendung fand. Wieviel von dieser Bausubstanz aus der Zeit *vor* dem Stadtbrand 1464 noch in den heutigen Häusern der Altstadt «steckt», lässt sich ohne baugeschichtliche Untersuchungen nicht beantworten. Die nicht eben zahlreichen Erwähnungen von Steinhäusern in den Urkunden des 14. Jahrhunderts dürften, laut Poeschel, nicht das wirkliche Verhältnis von Holz- und Steinbau wiedergeben, «da uns die Dokumente ja nur ein höchst ungenaues, von Zufälligkeiten bestimmtes Bild vermitteln.»<sup>20</sup> Möglicherweise ist in jenen Häusern der Altstadt, wo sich *gemauerte Bausubstanz* aus der Zeit vor 1464 nachweisen lässt, noch heute mehr von der mittelalterlichen Siedlungsentwicklung ablesbar, als oftmals angenommen wird.

Was den Brand von 1574 betrifft, so konnten die jüngsten Grabungen auf dem Martinsplatz die damalige östliche *Brandgrenze* belegen. Es zeigte sich, dass auf Höhe des Martinsplatzes östlich der Achse Reichsgasse keine Brandschäden aus dieser Zeit mehr auftreten. Somit dürften also nicht nur die Kirche und die obersten

<sup>17</sup> GREDIG ARTHUR: Ein hochmittelalterlicher Palas beim Haus zum «Wilden Mann». In: AiGR, S. 384–390.

<sup>18</sup> DESCOEUDRES GEORGES und CARIGIET AUGUSTIN: Archäologische Untersuchungen an der Kirche St. Martin in Chur. In: ZAK 47, 1990, S. 261–284.

<sup>19</sup> GREDIG ARTHUR: Kurzbericht in: JHGG 1993, S. 119. (Dokumentation ADG, unveröffentlicht)

<sup>20</sup> Wie Anm. 15, S. 47f.

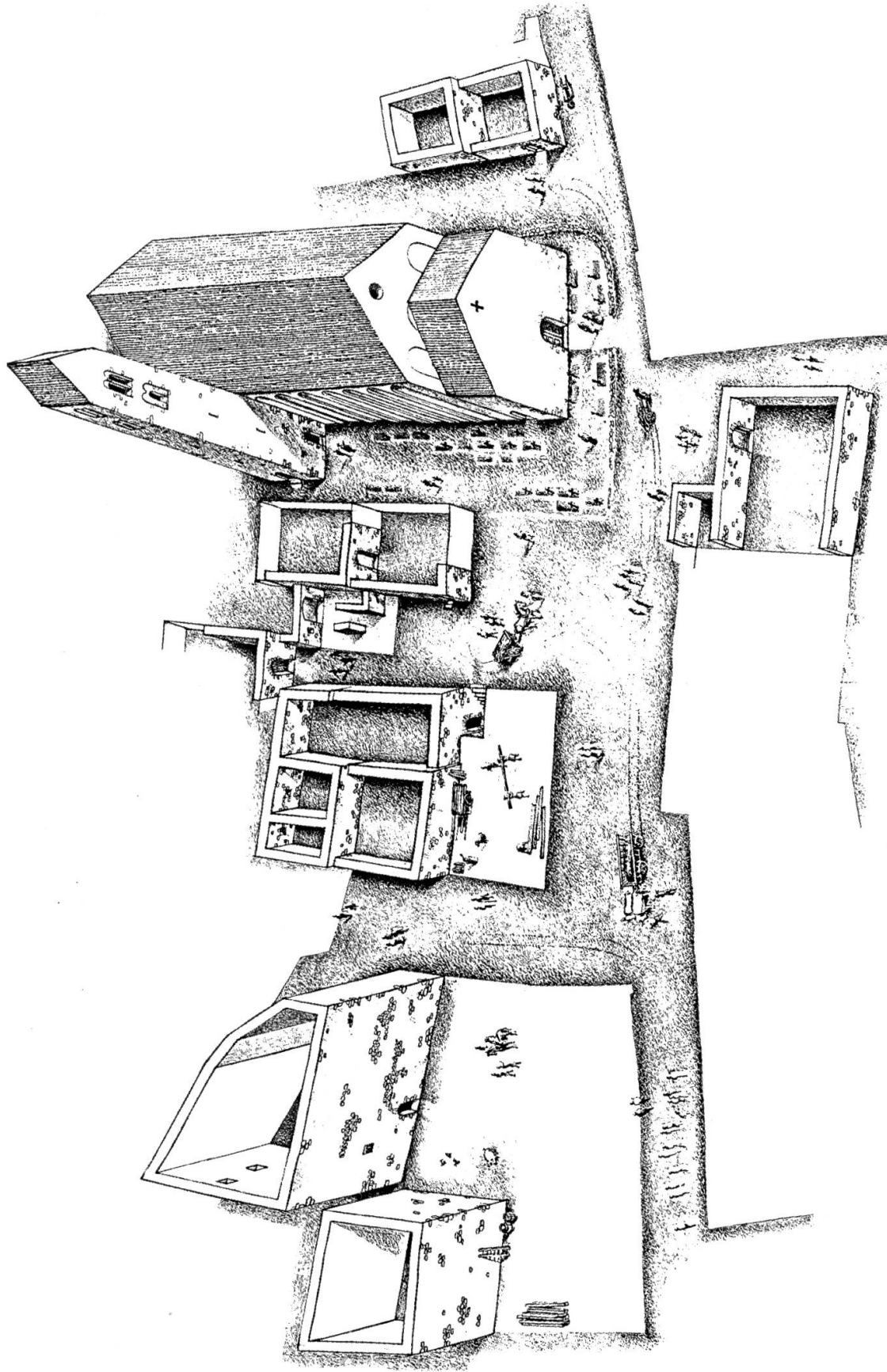


Abb. 14: Chur, Martinsplatz 1994/95; Rekonstruktionsversuch des Martinsplatzes in der Zeit um 1250. Ansicht von Westen.  
Zeichnung: Henrik Zombory.

Häuser der heutigen Kirchgasse, sondern auch grosse Teile des Rabengasse-Quartiers verschont geblieben sein. Während den Grabungen wurde auch klar, dass der Platz erst nach 1574 und nicht bereits nach 1464 auf die im «Knillenburg-Prospekt» dargestellten und uns vertrauten Masse vergrössert wurde.

### *Die Ausgrabungen im Wohnhaus*

Im heutigen Westbereich des Platzes stand noch bis zum Stadtbrand im Jahre 1574 ein bewohntes Haus. Das Gebäude besass dieselbe Ost-West-Ausdehnung wie die Häuserreihe zwischen Reichsgasse und heutiger Poststrasse; der südliche Abschluss des Baues lag in derselben Linie wie die nördliche Häuserfront der Oberen Gasse. Wenn wir mit diesem Haus den bestehenden Stadtgrundriss ergänzen, wird klar, dass sich die mögliche Ausdehnung des damaligen Martinsplatzes entscheidend verkleinert. Wie durch die Grabungen belegt werden konnte, war auch der heutige Platzbereich nördlich der Kirche noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts teilweise überbaut oder war als Friedhofsareal ausgespart, so dass für eine eigentliche Freifläche, gemessen am heutigen Volumen, nicht mehr viel Raum blieb (Abb.15). Die nachgewiesenen, kleineren Platzdimensionen entsprechen jedoch viel eher den mittelalterlichen Grössenverhältnissen, als dies die Ausdehnung des heutigen Martinsplatzes vermag. Das zu beschreibende Haus im Westbereich des Platzes konnte aus verkehrstechnischen Gründen leider nicht zusammenhängend, sondern musste in Etappen ausgegraben werden, was unsere Arbeit weder beschleunigte noch erleichterte (Abb.12). Verschiedene Ursachen führten dazu, dass sich der nördliche Abschluss des Gebäudes nicht mehr eruieren lässt. So musste im Jahre 1961 das nördlich anstossende, frühere Haus Wiget (heute Reichsgasse 78/Poststrasse 43), *vollständig* dem heutigen Neubau weichen, wonach auch alle älteren Pläne des Hauses *weggeworfen* wurden!

### *Älteste Gebäudereste*

Über einem Paket von Kulturschichten, deren unterste kohlenhaltige, sich mittels C14-Analyse in die Zeit zwischen 782 und 942 n. Chr. datieren lässt<sup>21</sup>, waren Reste eines frühen Baues zu erkennen. Dabei handelt es sich um gemörtelte Mauern im Westen, Süden und Osten des Hauses, welche sich stellenweise noch über einen Meter hoch erhalten haben (Abb.13.I). Die Raumausdehnung in west-östlicher Richtung beträgt acht Meter; Reste einer Abschlussmauer im Norden fanden wir

<sup>21</sup> Die für Altersbestimmung erforderliche Präparation, die Aufbereitung und Datierung des Probenmaterials erfolgten im Radiocarbonlabor des Physikalischen Institutes der Universität Bern.

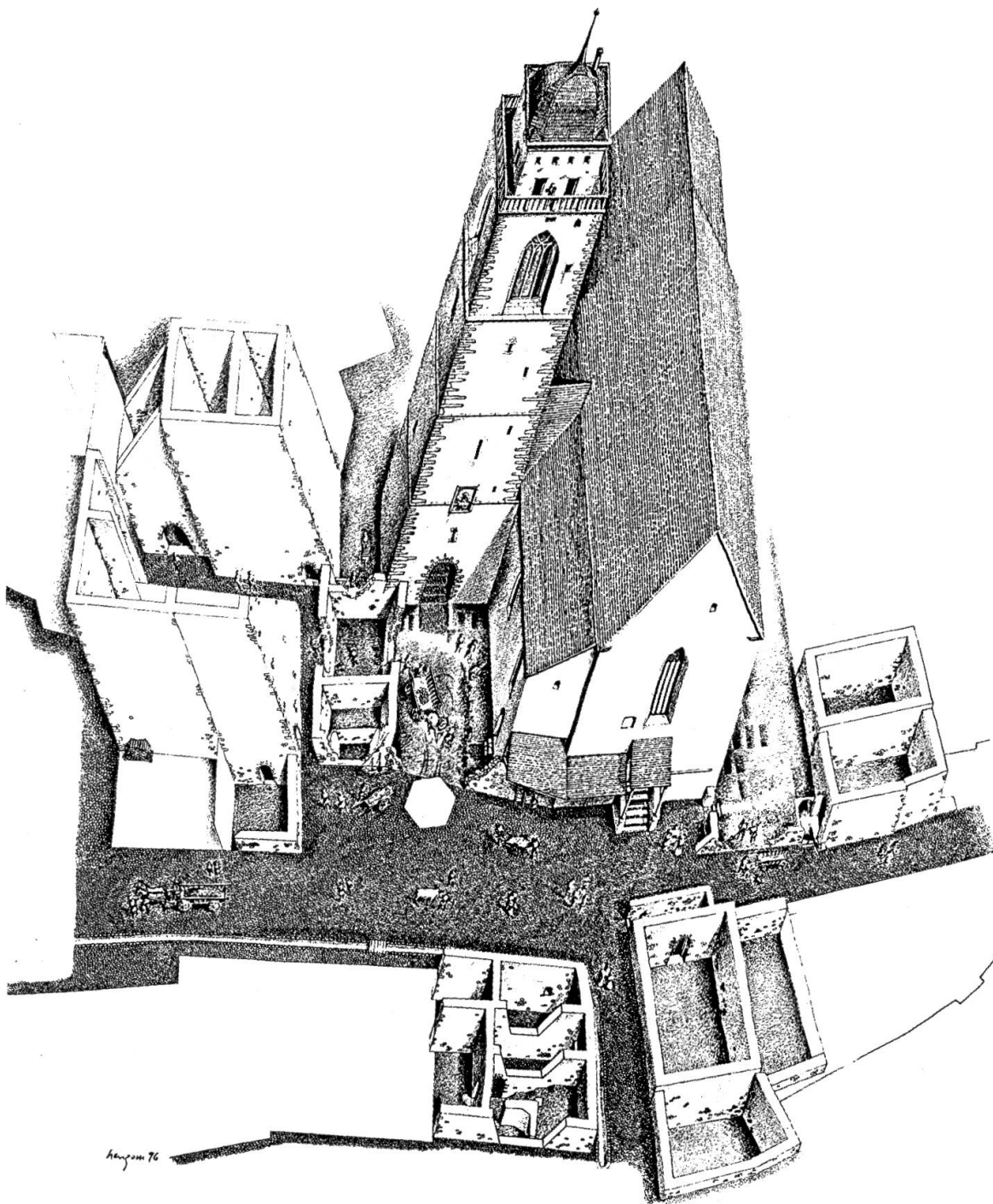


Abb.15: Chur, Martinsplatz 1994/95; Rekonstruktionsversuch des Martinsplatzes in der Zeit um 1550. Ansicht von Westen. Zeichnung: Henrik Zombory.

nicht. Parallel zur Südmauer, in einem Abstand von sieben Metern, konnte das Fundament einer Binnenmauer festgestellt werden. Das Mauerwerk besteht hauptsächlich aus flachen Bollensteinen mittlerer Grösse, welche, durchsetzt mit einigen grösseren Bruchsteinen, in unregelmässigen Lagen aufgezogen wurden (Abb.16).

Eindeutig fassbar waren Eingangsöffnungen im Süden und Westen des Hauses. Eine weitere Türe befand sich wahrscheinlich im Osten. Die Eingänge führten ins Erdgeschoss, dem untersten Stockwerk des Hauses. Dessen Gehfläche liess sich mittels eines dünnen, mörtligen (Bau-) Niveaus eruieren. Ob die Kulturschicht, welche unmittelbar darüber lag, von einem Holzboden oder einem erdigen Trampelniveau stammte, wissen wir nicht.

In einigen tiefergehenden Sondierungen, welche im Verlauf der Grabungen an vielen Stellen des Martinsplatzes vorgenommen werden konnten, liess sich auch das damalige Aussenniveau des Baues fassen. Es dürfte sich dabei um dasjenige handeln, welches auch mit dem karolingischen Bau der Martinskirche rechnet. Im Vergleich zum heutigen Platzniveau lag dieses zwischen 1.60 bis 2 Meter tiefer.



Abb.16: Chur, Martinsplatz 1994/95; Mauerreste des ältesten, fassbaren Baues. Rechts: Leibungsansatz des Westeingangs. Ansicht von Nordosten.



«..Windsbrüt mit wütendem Gestürm...»

Der genaue Zeitraum, in welchem dieses frühe Gebäude existierte, lässt sich mangels datierbarer Funde nicht eindeutig bestimmen. Als *terminus ante quem* kann die C14-Datierung des tiefer liegenden Schichtenpakets dienen. Der *terminus post quem* lässt sich möglicherweise durch die Ereignisse, welche zum Abgang des Gebäudes führten, ermitteln. Über der als Gelniveau angesprochenen Kulturschicht im Innern des Hauses baute sich zunächst eine nicht sehr hohe, brandigmörtlige Schuttschicht auf. Auch das Niveau selbst war stellenweise so stark mit Holzkohlen durchzogen, dass es möglicherweise als Holzboden interpretiert werden kann. Als erste Abgangsursache darf somit ein Brand angegeben werden. Der Brandschutt wurde beinahe *übergangslos* von einem praktisch fundleeren Kiespaket überlagert. Diese bis zu einem halben Meter hohe Kiesschicht drang offensichtlich durch die jeweiligen Türeingänge ins Innere des Baues, wie an einigen Stellen sehr gut zu beobachten war. Ausserhalb des Hauses und praktisch in allen Bereichen des Platzes war das Kiespaket weiterzuverfolgen. Über dem bereits erwähnten Aussenniveau zum ältesten Gebäude liegend besass es, stellenweise mit über einem Meter Stärke, beachtliche Dimensionen. Die Ursache für diese immense Aufschüttung dürfte in einer gewaltigen Überschwemmung der Plessur zu finden sein. Wer sich an die eindrücklichen Bilder erinnert, welche uns als Folge der schweren Unwetterkatastrophe am 23. September 1993 aus Brig übermittelt wurden, mag sich vorstellen, mit welcher Wucht das Unglück über die Siedlung hereinbrach. In den Sondierungen ausserhalb der Gebäude, also im früheren Weg- und Platzbereich, war festzustellen, dass nach dem schweren Unwetter stellenweise Wegtrassees in das Kiespaket eingetieft wurden. Dünne Kulturschichten, welche möglicherweise auf eine kurze Benutzungszeit schliessen lassen, fanden sich in vielen Bereichen des Platzes über der Kiesschicht. Der Katastrophen offenbar noch nicht genug, baut sich nun über diesen dünnen Kulturschichten eine stellenweise bis zu einem halben Meter hohe Schwemmsandschicht auf. Letztere entstand wohl während einer weiteren, grösseren Überschwemmung als Ablagerung von langsam abfliessendem oder sogar stehendem Wasser. Mit grosser Wahrscheinlichkeit ist dieser Schwemmsand identisch mit jener Schicht, welche während der Ausgrabung in der Rabengasse bereits erfasst wurde und dort *verkohlte* Holzreste einer frühen Konstruktion überlagerte.<sup>22</sup> Mittels C14-Analyse konnten die Holzkohlen in der Rabengasse grob in die Jahrtausendwende datiert werden.

An schriftlichen Quellen liess sich bis anhin nichts finden, was uns die damaligen Geschehnisse im Zusammenhang mit dem frühen Brand und der unmittelbar darauffolgenden Wildwasserkatastrophe erläutern oder gar datieren könnte. Hilfe bei der zeitlichen Einordnung geben uns einerseits die Beobachtung, dass die ergra-

<sup>22</sup> Wie Anm. 17, S. 384.

benen Fundamente einer im Jahre 1204 erstmals erwähnten Vorhalle westlich der Kirche<sup>23</sup> auf diesem Kiespaket stehen, andererseits die Überlegung, dass bei einer durch starke Mauern befestigten Stadt kaum solche Mengen an kiesigem Material ins Innere der Umfriedung hätten gelangen können. Die Existenz, nicht der Bau, der mittelalterlichen Stadtmauer wurde durch Quellen aus den Jahren 1270<sup>24</sup> und 1293<sup>25</sup> erstmals belegt.<sup>26</sup>

Der Umstand, dass nach dem, übrigens auch an einer anderen Stelle des Platzes so nachgewiesenen, frühen Gebäudebrand praktisch übergangslos die Plessur über die Ufer trat, wirft Fragen nach möglichen Zusammenhängen beider Katastrophen auf. Laut Stefan Bader von der Meteorologischen Anstalt Zürich ist eine mögliche Erklärung in der Föhnlage des Churer Rheintals zu finden, welche die Entstehung von Extremsituationen begünstigt. Die beiden Schichtenpakete könnten auch als direkte und indirekte Folge eines Erdbebens entstanden sein. Ein grösseres Erdbeben soll beispielsweise im Jahre 1117 stattgefunden haben: Nachdem am 3. Januar die Erde bebte, folgten am 30. des gleichen Monats «...Windsbrüt [Wirbelwinde] mit wütendem Gestürm, und erschrecklich Dondern und Blitzen, als ob der Himmel herabfallen wöllt.»<sup>27</sup> Nach Markus Weidmann, Geologe und Seismiker in Chur, dürfte das Erdbeben-Szenario aber nicht im Vordergrund stehen.

#### Bauentwicklung bis zum Stadtbrand von 1464

Nach diesen Naturkatastrophen ist das Haus, an derselben Stelle wie das frühere, von Grund auf wieder aufgebaut worden (Abb. 13.II.a). Erhalten haben sich davon Mauerreste des Erdgeschosses, dessen Gehfläche auf gleicher Höhe lag wie das damalige Aussenniveau. Sichtbares Mauerwerk aus dieser Zeit zeigt deutliche Ansätze von *opus spicatum*, wobei eine Anzahl flachere, schräg hochgestellter Steine in Lagen aneinandergereiht werden und so dem Mauerbild eine ährenartige Musterung verleihen. Auf der Höhe der Innen- und Aussenniveaus sind im Bereich des Mauerkerne Holzbalcken eingemauert worden, welche eine armierungsähnliche Funktion ausübten. Zu einer späteren Zeit erhielt das Erdgeschoss einen Mörtelboden; im Osten des Hauses wurde eine neue Türleibung aus behauenen Scalära-

<sup>23</sup> BUB II, Nr. 504: «Actum in civitate de Curia sub porticu ecclesie sancti Martini.»

<sup>24</sup> BUB II, Nr. 1011: «...in murum civitatis..»

<sup>25</sup> BUB III, Nr. 1293: «...der da lit bi de Ringmure..»

<sup>26</sup> CLAVADETSCHER URS: Stadtmauern der Schweiz. Kanton Graubünden. In: Stadt- und Landmauern, Band 2. Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 15,2, Zürich 1996, S. 149–158.

<sup>27</sup> Chronik und Zitat (nach Tschudy) nachzulesen bei: BRÜGGER CHR. G.: Beiträge zur Natur-Chronik der Schweiz, insbesondere der Rhätischen Alpen. In: Beilage zum Programm der bündner'schen Kantonsschule, Chur 1876, S. 5–8. – Weitere Hinweise zu Bündner Erdbeben, insbesondere zu jenem im Jahr 1295, bei: VOLGER G. H. OTTO: Untersuchungen über das Phänomen der Erdbeben in der Schweiz, Gotha 1857.

Steinen eingesetzt (Abb. 14). Brandschichten über dem Mörtelboden machen deutlich, dass auch dieses Gebäude, mindestens teilweise, abgebrannt ist. Das erste Innenniveau nach diesem Brand bestand lediglich aus einer festgetrampelten Erdschicht. In dieser, sowie in einer darüberliegenden Schuttschicht, fanden sich Fragmente von schwarzgebrannter Gefässkeramik, Reste von Ofenkacheln in Form von schmalen Bechern sowie zwei oberitalienische Münzen, welche kaum später als in die Mitte des 13. Jahrhunderts zu datieren sind.

In darauffolgender Zeit wurden im Osten zwei Baukörper, mit welchen erstmals Kellergeschosse nachgewiesen werden konnten, angebaut (Abb. 13.II.b+c). Aufgrund von Mörtelvergleichen kann der ältere Anbau II.b bereits gleichzeitig mit dem um die Mitte des 13. Jahrhunderts existierenden Osteingang ins Kerngebäude bestanden haben. Mit den beiden *unterkellerten Anbauten* im Osten besass das Gebäude erstmals dieselbe Gesamtbreite, welche noch heute die obersten Häuser zwischen Poststrasse und Reichsgasse aufweisen.

Als nächste Phase in der Bauabfolge schliesst sich die Neufassung der beinahe gesamten *südlichen Abschlusswand* des Kernbaues an (Abb. 13.II.d). Zeitgleich und *im Verband* mit der neuen Fassade wurde unmittelbar südlich des Gebäudes ein *gemauerter Wasserkanal* in die damals noch weiterführende (Obere) Gasse eingetieft. Erkennbar waren noch Reste der Seitenmauern und einige Steinplatten,



Abb. 17: Chur, Martinsplatz 1994/95; Reste eines gemauerten Wasserkanals aus der Zeit vor 1464. Ansicht von Westen.



welche als Kanalsohle ausgelegt worden waren (Abb. 17). Der Kanal zweigte wohl Wasser aus dem nahen Untertorer Mühlbach ab, um es zuerst dicht um das zu beschreibende Gebäude herum und dann weiter die Reichsgasse hinunterzuführen.<sup>28</sup> Offene und halboffene Stadtbächlein, welche vor allem die Funktion hatten, den hauswirtschaftlichen Bedarf an Putz- und Waschwasser zu sichern, sind laut Martin Bundi erstmals in der städtischen Bestimmung von 1584 urkundlich erwähnt.<sup>29</sup> Darin wird auf den Umstand hingewiesen, dass die «...häuser, so keine heimliche gemächer habendt, söllendt kein unrath weder tags noch nachts in die kleinen Stadtbächli schüten, sondern in den rächten Mühlbach.»<sup>30</sup> Die auf dem Martinsplatz vorgefundene Kanalversion stammt aber mit Sicherheit aus der Zeit vor 1464. Wohl nach dem endgültigen Abgang des Hauses im Jahre 1574 wurde die Stelle, an der dieses Stadtbächlein sein Wasser vom Mühlbach abzweigte, in die



Abb. 18: Chur, Martinsplatz 1994/95; Abgegangenes Hauses in der westlichen Platzhälfte. Kellermauern des nördlichen Gebäudeteils (6. Grabungsetappe). Im Vordergrund rechts die ältere Fäkaliengrube. Links der Bildmitte eine Kellerpflasterung aus der letzten Benutzungsphase. Ansicht von Nordwesten.

<sup>28</sup> Erste urkundliche Erwähnung des Untertorer Mühlbaches im 14. Jahrhundert: CD III, S. 176/177. Schon im 12. Jahrhundert wird aber die spätere «Untere Mühle» in der Stadt genannt: VON MOOR CONRADIN: Urbarien des Domkapitels zu Chur, Chur 1869, S. 5.

<sup>29</sup> BUNDI MARTIN: Aussehen, Bevölkerung, Erwerbszweige. In: Churer Stadtgeschichte, Band I, Chur 1993, S. 266–302.

<sup>30</sup> StadtAC, P1, Bd. 3, S. 32.

Nähe des Bärenloches verschoben. Mit diesem jüngeren Verlauf taucht das Bächlein erstmals in einer Urkunde aus dem Jahre 1647 auf.<sup>31</sup>

Im Innern des Gebäudes fanden sich Reste von kleineren Pfeilern mit quadratischem Grundriss, welche mit demselben Mörtel wie Kanal und Südfassade gemauert worden waren. Möglicherweise dienten diese als Basen für Holzpfeiler, welche Bodenbalken des darüberliegenden Geschosses stützten.

Während der folgenden Bautätigkeit ist im Südostbereich des früheren Kernbaues ein weiterer *Kellerraum* in die darunterliegenden Schichten eingetieft worden (Abb. 13.II.e). Damit dürfte die Erdgeschosshöhe im darüberliegenden Raum auf dasselbe Niveau wie jenes über den, ebenfalls unterkellerten, östlichen Anbauten angehoben worden sein. Zugänglich war der neue Kellerraum durch eine Eingangsöffnung im Westen, dessen Leibungen grösstenteils aus behauenen Steinen bestanden; vom Türsturz war noch ein Ansatz des gemauerten Rundbogens vorhanden. In derselben Wand befand sich neben zwei Nischen auch ein kleines Fenster, welches vom höher gelegenen, nicht unterkellerten Raum im Westen, etwas Licht in die dunkelste Ecke des neu geschaffenen Kellers hereinliess.

Als letzte Erneuerung vor dem Brand im Jahre 1464 war der Einbau einer *Fäkaliengrube* im Westen des Hauses fassbar (Abb. 13.II.f). Zu deren Bau wurde vorerst ein grösseres Loch in die darunterliegenden Schichten eingetieft. Anschliessend ist die Schachtmauer in leicht rechteckiger, aber grösstenteils abgerundeter Form gegen die Grubenwand gestellt worden. Die Mauer bestand aus Bollen- und Lesesteinen, welche nur mit wenig Mörtel verbunden waren (Abb. 18). Die Grubensohle befand sich etwa zwei Meter tiefer als das Kellerniveau. Nach Süden, gegen den

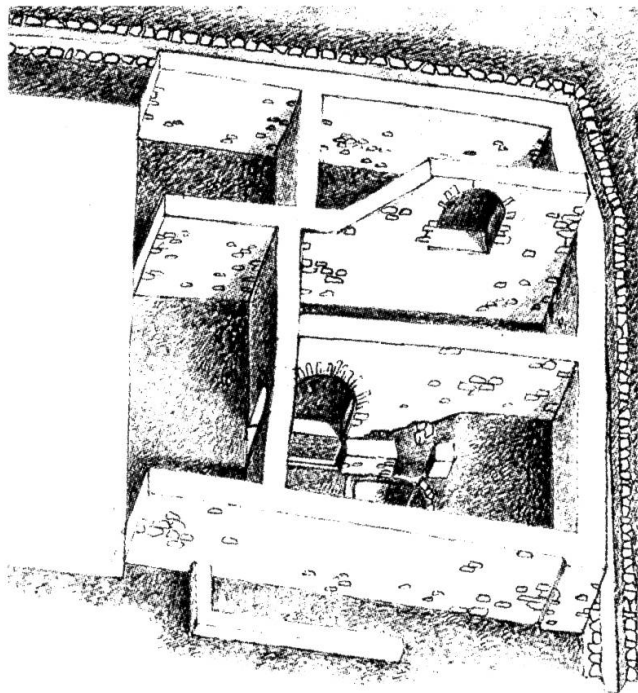


Abb. 19: Chur, Martinsplatz 1994/95; Rekonstruktionsversuch des Gebäudes im Jahre 1464, vor dem Brand, Ansicht von Westen.  
Zeichnung: Henrik Zombory.

<sup>31</sup> StadtAC, A1/1.08 (15.2.1647).

nicht unterkellerten Bereich, stieg die Schachtmauer an und erfüllte ebenfalls eine Stützfunktion (Abb. 19). Von 1,8 x 1,8 m lichter Weite am oberen Erhaltungsrand verjüngt sich der Schacht auf 1,5 m Durchmesser an der Sohle. Eigentliche Abfall- oder Fäkalien-schichten waren nur spärlich fassbar, was möglicherweise mit einer kurzen Benutzungszeit der Grube zu erklären ist. Welcher Umstand dazu führte, dass die Fäkalien-grube *im Innern* des Hauses angelegt wurde, wissen wir nicht. Wahrscheinlich ermangelte es dem Gebäude aufgrund seiner zentralen Lage an einem Hinterhof, in dem sich oftmals der Abort befindet. Dass das «heimliche Gemach» des Hauses nicht durch den unmittelbar westlich vorbeifliessenden Mühlbach entsorgt wurde, was naheliegend gewesen wäre, mag aber auch von einem gewissen Reinlichkeitsbewusstsein einiger Churer Bürgerinnen und Bürger zeugen.

In derselben Umbauphase wurde, zumindest im Untergeschoss, eine Mauer in der Fluchtrichtung der bereits bestehenden Kellernordwand aufgezogen und mit einer Durchgangsöffnung versehen. Spätestens zu dieser Zeit dürfte demnach auch der nördliche Gebäudeteil, welcher für uns nicht mehr fassbar war, unterkellert gewesen sein. Unmittelbar südlich des jüngsten Kellerdurchgangs blieb zwischen der Fäkalien-grube und dem etwas älteren Kellerraum II.e ein schmaler Raum bestehen. Durch diesen führte, vom einzigen nicht unterkellerten Bereich im Südwesten des Hauses aus, der rampenartige Zugang ins Kellergeschoss.

Noch vor dem Brand von 1464 wurde in unmittelbarer Nähe der bekannten Durchgangsöffnungen im Keller eine kleine Grube ausgehoben. Darin ist ein *Depot von Ofenkacheln* angelegt worden, von welchem am Schluss noch die Rede sein wird.

Westlich des Hauses, also gegen den Mühlbach, waren die letzten Reste eines schmalen Anbaus zu sehen. Aufgrund zerstörter Schichtverhältnisse lässt sich dessen Entstehung nicht mehr in den Bauablauf integrieren. Zur Zeit des Brandes 1464 besass der Anbau eine Bodenpflasterung.

#### Spuren des Stadtbrandes 1464

Die Folgen des grossen Stadtbrandes im Jahre 1464 zeigten sich vor allem an der gemauerten Substanz des Hauses. Mauer- und Verputzmörtel wurden durch die grosse Hitze stellenweise stark gerötet; Verputzschichten und spröde, ausgebrannte Steinköpfe fielen zu Boden. Ob die unterschiedlich starke Rötung einzelner Mauern Aussagen zum Baumaterial des frei aufgehenden Gebäudeteils erlauben, ist mehr als fraglich. Immerhin kann festgestellt werden, dass die fassbaren Kellerräume keine Gewölbe trugen, sondern durch horizontale (Holz-) Böden abgeschlossen waren. Auch zur Raumaufteilung der über dem Kellergeschoss liegenden Stockwerke konnten wir keine Hinweise gewinnen. Der südwestlichste Bereich des Hauses war jedenfalls der einzige, welcher 1464 nicht unterkellert war. Da sich auch

in diesem Bereich die Fäkaliengrube befand, ist anzunehmen, dass der dem Mühlbach zugewandte Gebäudeteil ökonomischen Zwecken diene.

Weil fast alle im Jahre 1464 bestehenden Kellerniveaus nach dem Brand um 10 – 20 cm abgetieft wurden, blieben beinahe keine Schuttschichten, welche das Ereignis dokumentieren, erhalten. Eine Ausnahme bildete die Fäkaliengrube, in welche nach dem Brand Reste von damals zerstörten *Ofenkacheln* geworfen wurden. Nur wenige Stücke waren unbeschädigt; durch die Hitze schwer gelitten hat, bei allen Kacheln, die bestehende Glasur. Kraft der Formenvielfalt des Kachelfundes ist nicht sicher, ob alle Exemplare zum selben Ofen gehörten. Immerhin lässt sich aufgrund gewisser formaler Merkmale die Lage der jeweiligen Kachel innerhalb des Ofenaufbaus einigermaßen eruieren. So dürften *Napfkacheln*, welche unterschiedliche Tiefen aufweisen, von der gewölbten Kuppel eines Ofens stammen, wobei die weniger tiefen wohl im oberen Wölbungsbereich eingesetzt waren. Quadratische *Nischenkacheln* (solche, über deren Öffnung eine auf stilisiertem Blattwerk liegende Krone ruht und andere mit einfacher Dreipassöffnung) sind auf ihrer Breitseite konkav gewölbt. Wahrscheinlich gehören diese Stücke zu einem zylindrisch geformten Teil eines Ofenaufbaus. Aus dem kubischen Ofenkörper, dem Unterbau eines Kachelofens, stammen *Blattkacheln* von verschiedener Grösse. Die darauf enthaltenen Motive zeigen Fabelwesen, wie den Greif, das Einhorn mit nach unten gebogenem Horn, sowie verschiedene Varianten von majestätischen Löwen, wie sie u. a. auch 1990 in der Rabengasse zu Tage traten.<sup>32</sup> Alle diese Stücke sind in den Zeitraum des letzten Viertels des 14. Jh. bzw. um 1400 zu datieren.

Den Kachelfund aus der Fäkaliengrube schliessen Fragmente von *Nischenkranzkacheln* ab (Abb. 20). Ein senkrecht geteilter und oben spitz geschlossener Topf bildet den hinteren, nischenförmigen Teil dieser Kachel. Die vorgesetzte, durchbrochene Reliefplatte wird von einem krabbenbesetzten Giebel verziert, unter welchem die geflügelte und bekrönte Frau Minne thront. Vergleichbare Stücke, welche um 1400 datiert werden, tauchen vor allem in Zürich auf.<sup>33</sup> Im Vergleich mit diesen «fehlt» den Churer Varianten vor allem das anbetende Männerpaar, welches bei den Zürcher Stücken zu beiden Seiten der Frau Minne steht. Das Band, mit welchem Frau Minne einen der beiden gängelt, ist aber auch bei den Churer Ausgaben in ihrer rechten Hand andeutungsweise zu sehen. Aufgrund des deutlichen Qualitätsunterschiedes zwischen beiden Varianten ist trotzdem anzunehmen, dass es sich bei der Churer Kachel weniger um eine Kopie, denn um eine vereinfachte Nachschöpfung der Zürcher Ausgabe handelt.

<sup>32</sup> Wie Anm. 17, S. 388 (Abb. 5.5).

<sup>33</sup> SCHNEIDER JÜRIG/HANSER JÜRIG: Zürich, ein spätmittelalterliches Zentrum der Ofenkeramik. In: *Turicum*, 10. Jahrgang, Nr. 4, Dezember 1979/Januar 1980, Zürich 1979, S. 18. – SCHNYDER RUDOLF: Ofenkeramik des 14./15. Jahrhunderts. Ausstellungsbegleitheft 1992/I zur Sonderausstellung des Schweizerischen Landesmuseums im Wohnmuseum Bäregasse, Zürich 1992, S. 12f.



## Bauliche Veränderungen bis zum Stadtbrand von 1574

Nach dem Stadtbrand im Jahre 1464 fand beinahe im gesamten Platz- und Gassenbereich eine Niveauerhöhung statt. Die neue Gehfläche kam dabei fast auf dieselbe Höhe wie die heutige zu liegen, was dazu führte, dass das damalige Niveau bei späteren Kofferungsarbeiten grösstenteils zerstört worden ist. An einigen Stellen, vor allem entlang der noch bestehenden Häuser, war es aber doch noch in Ansätzen fassbar. Beim Niveau aus der Zeit nach 1464 handelte es sich bereits um eine *Pflästerung*, vielleicht der ersten in der Stadt überhaupt, welche aus kleineren bis mittelgrossen, hauptsächlich hochgestellten Bollen- und Lesesteinen bestand (Abb. 15). Der venezianische Gesandte Andrea de Franceschi, der im Jahre 1492 über diesen neuen Strassenbelag flanierte, scheint darob so angetan gewesen zu sein, dass er in sein Reisetagebuch notierte: «Die Strassen sind alle gepflastert».<sup>34</sup> Dabei handelt es sich um die erste, bekannte Erwähnung einer Pflästerung in der Stadt Chur.

An beinahe derselben Stelle, an der sich der ältere, unmittelbar südlich des Hauses liegende *Wasserkanal* befand, wurde nach dem Brand 1464 ein neuer gebaut. Dabei muss der ältere grösstenteils abgebrochen worden sein. Die fassbare Nordbegrenzung des neuen Kanals, also die Seite gegen das Gebäude hin, wurde im Vergleich zu früher verstärkt. Überreste von Seitenmauern dieses Stadtbaches liessen sich auch östlich des Hauses fassen. Dort schloss der Kanal nicht unmittelbar an die Ostwand des Gebäudes an, sondern führte das Wasser in Richtung Strassenmitte weiter die Reichsgasse hinunter. Diese neue Kanalversion besass keine mit Steinplatten ausgelegte Sohle mehr. Langsam fliessendes Wasser oder gelegentliche Stauungen des Stadtbaches dürften die Ursache dafür sein, dass sich im neuen Kanal schon bald lehmige Schwemmsandschichten ablagerten. Darin eingetieft wurden später Holzkanäle, deren Abdrücke noch an den Schichtwänden zu sehen waren.

Im für uns fassbaren *Kellergeschoss des Hauses* waren aus der Zeit nach 1464 kaum grössere bauliche Veränderungen festzustellen (Abb. 13.III). Die bestehende Fäkaliengrube wurde, wie erwähnt, mit verbrannten Ofenkacheln und anderem Brandschutt eingefüllt. Mit dem stellenweisen Abbau der Schachtmauer im Norden sowie der Ausbesserung derselbigen im Osten und Süden ist ein kleiner abgeschlossener Kellerraum geschaffen worden, welcher ein lehmiges Trampelniveau besass. Die Niveaus in sämtlichen Kellerräumen wurden um maximal 20 cm abgetieft, wobei der mittlere Raum eine mit länglichen Bollensteinen verlegte *Pflästerung* erhielt (Abb. 15 und Abb. 18). Gleichzeitig mit dem Abtiefen der Räume sind auch die bestehenden Mauern ausgeflickt und mit neuen Verputzschichten

<sup>34</sup> MARGADANT SILVIO: Graubünden im Spiegel der Reiseberichte und der landeskundlichen Literatur des 16. – 18. Jahrhunderts, Zürich 1978, S. 23 und 111. – SIMONSFELD HENRY: Ein venezianischer Reisebericht über Süddeutschland, die Ostschweiz und Oberitalien aus dem Jahre 1492. In: Zeitschrift für Kulturgeschichte, Neue Folge II, Weimar 1895, S. 273f.



*Abb. 20:* Chur, Martinsplatz 1994/95; Nischenkranzkachel mit der thronenden Frau Minne, um 1400. Höhe: mind. 33 cm, Breite: 18.5 cm.

versehen worden. Das Gelniveau im einzigen, weiterhin nicht unterkellerten Bereich des Hauses wurde etwas angehoben, was auch das Gefälle des rampenartigen Kellerabgangs vergrösserte. Die Niveauerhöhung im südwestlichen Gebäudereich führte zur Schliessung der Lichtöffnung in den mittleren Kellerraum. Ersetzt wurde diese mit einem neuen Kellerfenster im Süden des betreffenden Raumes, welches gleichzeitig mit einer inneren Vormauerung entstand.

Ein weiteres Kellerfenster ist in die Ostwand des östlichsten Raumes eingebrochen worden. Im Westen dieses Kellers fand auch die neue, ebenfalls gemauerte *Fäkaliengrube* ihren Platz. Dieser, ab Kellerniveau 1.90 m tiefe Schacht, besitzt einen quadratischen bis leicht trapezförmigen Grundriss. Die obersten ein bis zwei Steinlagen stammen aus jüngerer Zeit und entstanden wahrscheinlich während einer Umgestaltung der anzunehmenden Grubenabdeckung. Aus nochmals späterer Zeit stammt ein schachtähnliches Gebilde, welches wahrscheinlich der Entsorgung des «stillen Örtchens» diente. Die Konstruktion bestand aus einem 20 cm Lichtmass aufweisenden Schacht aus vermörtelten Backsteinen, welcher gegen die bereits neu verputzte Westwand des Kellers lehnte (Abb. 21). Die Seitenwände dieses schmalen Schachtes enden auf einer einseitig abgerundeten, schräg nach unten eingemauerten Steinplatte, welche die Abfälle in die Grube leitete. Vom Backsteinschacht haben sich noch Teile der beiden Seitenwände erhalten, wobei die Reste der nördlichen während den Grabarbeiten leider zerfielen. Das Innere des kleinen Schachtes war ursprünglich mit Holzbrettern ausgelegt, wie einige noch vorhandene Holzreste und vor allem die Brettnegative im Mörtel belegen.

Am 23. Juli des Jahres 1574 brach in Chur ein Stadtbrand aus und zerstörte innert kürzester Zeit grosse Teile der damaligen Stadt. Vom Brand betroffen war auch das zu beschreibende Haus, welches danach bis auf die noch vorgefundenen Kellergeschossmauern abgebrochen und eingeebnet worden ist. Mögliche Gründe, welche zum Nichtwiederaufbau des Hauses führten, gibt es viele. Neben der persönlichen Tragödie der Bewohner (Verarmung, Tod)<sup>35</sup> steht aber auch der Raumgewinn im allgemeinen (Markt, Brandschutz) im Vordergrund. Ob damals sogar städtebauliche Vorstellungen im Geiste der Renaissance verwirklicht werden sollten, wissen wir nicht.

### Das Fundmaterial aus dem Brandschutt

Über den Fäkalien- und Abfallschichten im unteren Viertel der Abfallgrube lag, wie in allen Kellerräumen, Brandschutt vom Stadtbrand im Jahre 1574. Südlich der Abfallgrube lagen grössere, noch zusammenhängende Teile eines Mörtelbodens

<sup>35</sup> Wie aus damaligen Dokumenten ersichtlich wird, erhielten Familien, deren Häuser 1574 abbrannten, ein Darlehen bei Wiederaufbau der Liegenschaft oder eine einmalige Abfindung. Für wertvolle Hinweise bedanke ich mich bei der Stadtarchivarin Ursula Jecklin ganz herzlich.



Abb. 21: Chur, Martinsplatz 1994/95; Jüngere Fäkaliengrube mit Backstein-Schacht. Ansicht von Osten.

inmitten von Brandschutt. Ob sich dieser Boden ursprünglich im Erdgeschoss befand oder vielleicht als Unterlage eines Kachelofens im 1. Obergeschoss diente, war nicht schlüssig zu beantworten. Die Konzentration gewisser Funde im Brandschutt desselben Kellers dürfte darauf hindeuten, dass *die Stube des Hauses* im Südosten, also auf der Kirchenseite, lag. Bei diesen Objekten handelt es sich um Fragmente von Ofenkeramik, Butzenglasscherben, Scherben einer bauchigen Flasche (Abb. 22.1), verschiedene Tonfigürchen (Abb. 22.4), Münzen, bronzene Ringe und Fingerhüte, zwei bronzene Siegelstempel, der eine mit Krönchen und der andere mit einfachem Wappen sowie den Initialen K.R. (Abb. 22.3), das Radschloss eines Gewehrs, Spielwürfel und vieles andere mehr. Im selben Kellerraum fanden sich



auch zwei Bleiplomben, wobei auf der einen der Doppeladler und auf der anderen, wie eine Art Gütesiegel, das Wappen der Stadt Ulm zu erkennen ist (Abb. 22.5). Bei den Ofenkacheln handelt es sich zu einem grossen Teil um Fragmente von Leisten, Ecken oder einem Gesims. Blattkacheln sind oft mit Rautenmustern oder dem Steinbock, dem Wappentier der Stadt Chur, verziert. Wenige Stücke von Rundstäben, Nischen- und dreieckig geschlossenen Kranzkacheln runden dieses Bild ab.

Im Brandschutt des mittleren Kellerraums lagen Fragmente von innen glasierten Keramikgefässen in Form von Schüsseln (Abb. 22.2) sowie einer kleinen Vase. Daneben fanden sich Reste von sehr dünnwandigen, tiegelartigen Gefässen aus weiss gebranntem Ton. Aus diesem Raum stammt auch eine grosse Anzahl *verkohelter Stoffreste*, welche stellenweise mit grösseren, verkohlten Holzteilen zusammengeknäult waren. Wie sich bei eingehender Analyse herausstellte, handelt es sich dabei hauptsächlich um Reste von Tischdecken und Handtüchern aus feinem Leinengewebe, welche, wie die anderen Funde, den *gehobenen Bürgerstand* repräsentieren (Abb. 22.6). So besass ein Handtuch ein seidenes Aufhängeband, eine Tischdecke war mit Seidegarn eingefasst und mit Stickereien verziert, eine andere besass eine in Nadelarbeit gefertigte Ziernaht mit Spitzen. Selbst Reste einer Tischdecke aus Damastgewebe fehlen nicht.<sup>36</sup> Es ist durchaus möglich, dass hier, als Folge des Brandes, ein Wäscheschrank in den Keller stürzte.

Im Brandschutt aus beiden Räumen fanden sich Fragmente verschiedener, unglasierter Tonrohre. Die teilweise 25 cm langen, scheibengedrehten Rohrelemente besaßen an einem Ende oftmals einen verengten Zapfen und gegenüber gelegentlich eine trompetenförmige Muffe, womit sie aneinandergereiht werden konnten. Die jeweiligen Verbindungsstellen waren mit Zahlen, welche vor dem Brennvorgang in die Rohre eingeritzt wurden, markiert. Mörtelspuren auf der Aussenseite der Elemente deuten darauf hin, dass diese ursprünglich eingemauert waren. Die Tonrohre dürften von einer eingebauten *Wasserleitung* stammen, deren Verlauf und Zweck aber nicht geklärt werden konnte.

Aus dem Schutt in den westlichsten Räumen stammen grössere, runde Schleifsteine sowie bronzene Kleinfunde, wie Schnallen, Glöckchen und anderes mehr. Möglicherweise diente dieser Bereich des Hauses auch in der letzten Nutzungsphase ökonomischen Zwecken.

<sup>36</sup> Einmal mehr zur Seite stand uns die Textilrestauratorin Regula Hahn, der an dieser Stelle unser herzlicher Dank gilt.

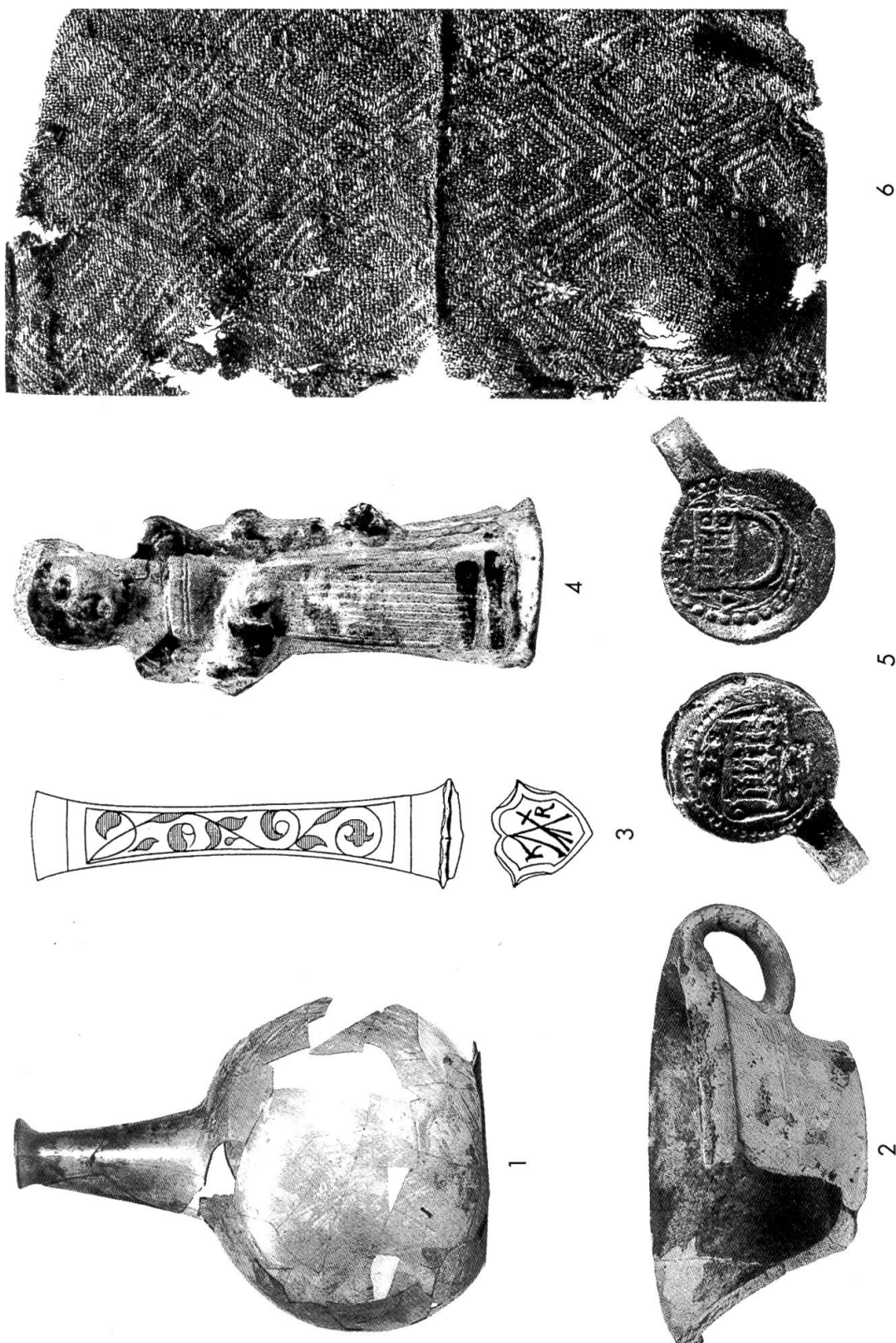


Abb. 22: Chur, Martinsplatz 1994/95; Auswahl von Funden aus dem Brandschutt 1574: 1. Glasflasche, 2. Tonschüssel, 3. Siegelstempel aus Bronze, 4. Tonfigürchen, 5. Bleiplombe, 6. Stoffrest: feines Leinengewebe mit Rautenmuster. 1 – 2: Mst. 1:4; 3 – 6: Mst. 1:1.  
Zeichnung: Bettina Corrins.

### *Ein Depotfund von Ofenkacheln*

Bei dem als Depot bezeichneten Aufbewahrungsort einer beträchtlichen Anzahl von Ofenkacheln handelt es sich um eine einfache, einen Durchmesser von etwa 80 cm aufweisende *Grube*, welche sich in unmittelbarer Nähe der fassbaren Kellerdurchgänge befand. Die Grube war mindestens 70 cm in darunterliegende Kies- und Kulturschichten eingetieft worden, wobei sich der frühere, obere Grubenabschluss nicht mehr erhalten hat. In dieser künstlich angelegten Vertiefung fanden wir etwa 70 Ofenkacheln (davon 46 komplett) von unterschiedlicher Form, welche teilweise sehr eng aneinander gestapelt worden sind. Die Zwischenräume waren mit brandigem Material, welches möglicherweise von älteren Schichten stammte und beim Ausheben der Grube anfiel, ausgefüllt. Wie sich herausstellte, wurde dieses Depot sicher *vor dem Stadtbrand im Jahre 1464* angelegt; spätestens bei der folgenden allgemeinen Niveauabtiefung im Keller muss die anzunehmende Abdeckung und der oberste Bereich des Depots gestört worden sein. Das ursprüngliche Niveau dürfte aber nur wenig höher gelegen haben. Über der sonst unversehrten Grube lag das erdige Trampelniveau der letzten Benutzungsphase des Kellers, also aus der Zeit zwischen 1464 und 1574. Damit wird angedeutet, dass das Kacheldepot während dieser Zeit unberührt blieb. Waren die Stücke nicht interessant (modern ?) genug, um sie in einen damals bestehenden Ofen zu integrieren oder gerieten sie einfach in Vergessenheit? Wir wissen es nicht.

### Die Ofenkacheln

Die Kacheln selbst waren insgesamt in einem bemerkenswert guten Zustand. Schäden entstanden an den Glasuren, welche stellenweise stark unter der Versinterung litten. Bruchstellen wiesen in erster Linie jene Kacheln auf, welche zuoberst in der Grube lagen. Einige dieser Exemplare konnten auch nicht vollständig zusammengefügt werden. Es ist möglich, dass auch *ganze* Kacheln aus dem ursprünglich angelegten Bestand fehlen. Weitere Brüche entstanden natürlich auch beim Begehen der Grube, welche lange Zeit keine Abdeckung (mehr) besass, sowie nach dem Brand im Jahre 1574, als die Kellerräume mit Schutt aufgefüllt worden waren.

Sämtliche noch erhaltenen Wärmeleiter der Blattrkacheln, wie die Rückseiten der Nischenkacheln, scheinen *keine* Spuren eines früheren Ofeneinbaus aufzuweisen. Eine Ausnahme bilden dabei eine Anzahl trapezförmiger Blattrkacheln, deren Tuben innen leicht russgeschwärzt waren. Diese Beobachtung lässt den Schluss zu, dass es sich beim überwiegenden Teil der vorgefundenen Exemplare um neu gefertigte Produkte handelt. Dass hier Überschussware eines im Haus stehenden Ofens gelagert wurde, scheint kaum wahrscheinlich zu sein, da in allen Brandschuttschichten des Hauses (einschliesslich jener aus der nach dem Brand 1464 einge-



Abb. 23: Chur, Martinsplatz 1994/95; Rekonstruktionsversuch eines Kachelofens mit Kacheln aus dem Depot.



füllten, älteren Fäkaliengrube) keine Ofenkacheln, welche mit den Exemplaren aus dem Depot vergleichbar sind, gefunden werden konnten. Möglicherweise wurde hier eine Anzahl erstandener Kacheln bis zum Empfang weiterer Exemplare zwischengelagert. Der Stadtbrand von 1464 scheint dem Vorhaben ein Ende bereitet zu haben. Beim Versuch mit dem grössten Teil der vorgefundenen Kacheln ein Ofenmodell in Originalgrösse zu rekonstruieren, wurde klar, dass zu dieser gewählten Variante nur wenig mehr als die Hälfte aller notwendigen Stücke vorhanden waren (Abb. 23).<sup>37</sup>

Die Gesamtanzahl der vorgefundenen Kacheln verteilt sich, nach deren Form gegliedert, auf 37 Nischenkacheln, 29 Blattkacheln (wovon 7 trapezförmig), 3 Napfkacheln und einen Ofenaufsatz. Der grösste Teil aller Kacheln besass eine dunkelgrüne Glasur ohne Engobe; die Napfkacheln, der Ofenaufsatz und drei Nischenkacheln waren gelb glasiert.

### Kacheln vom Oberbau des Ofens

Die *Nischenkacheln* lassen sich, ohne die gelb glasierten, grob in zwei Typen mit *horizontalem Abschluss* und zwei Typen von *Nischenkranzkacheln* unterscheiden. Allen gemeinsam ist das Breitenmass.

Von jenen Exemplaren mit horizontalem Abschluss besitzen die etwas weniger hohen ein vorgesetztes Blatt mit Dreipassöffnung (Abb. 24.5); die Öffnung der grösseren wird von einem Figurenpaar flankiert, wobei ein drachenähnliches Geschöpf einmal einer Jungfrau und ein anderes Mal einem Bären gegenübersteht (Abb. 24.9). Bei den Nischenkranzkacheln unterscheiden wir Exemplare mit flankierendem Liebespaar (Abb. 24.2) von anderen, denen eine annähernd vollplastisch ausgeformte, menschliche Figur zentral vor die Nische gesetzt wurde. Dargestellt wird hier eine Frauenfigur, welche ein Hündchen auf den Armen trägt (Abb. 24.6) oder eine bärtige Rittergestalt, die mit Attributen wie Dolch und Jagdfalke ausgestattet wurde (Abb. 24.3). Die Figuren dürften einem Model entstammen; mögliche freie Nachgestaltungen während dem Aufsetzen auf den halbzylindrischen Teil der Kachel, können nur durch genauere Untersuchungen belegt werden. Kranzkacheln, deren oberster Teil *frei* aufragte, dienten meist der Bekrönung eines Ofens. Dass auch Ausnahmen möglich sind, deutet der Rekonstruktionsversuch eines Kachelofens aus der Gestelnburg im Wallis an.<sup>38</sup>

<sup>37</sup> Das Modell des Ofens entstand anlässlich einer Ausstellung in der Churer Stadtgalerie im Frühjahr 1996. Restauriert und zusammengefügt wurden die Kacheln von Iris Derungs und Gianni Perissinotto, der mit Conradin Badrutt und Bettina Correns auch die Rahmenkonstruktion des Ofenmodells anfertigte. Beim Entwurf stand uns Silvio Gruber, Hafnermeister in Chur, mit Rat zur Seite. Ihnen allen sei herzlich gedankt.

<sup>38</sup> KECK GABRIELE: Ein Kachelofen aus der Manesse-Zeit. In: ZAK 50, 1993, S. 321–355.



Abb. 24: Chur, Martinsplatz 1994/95; Auswahl von Ofenkacheln aus dem Depot. Mst: 1:5.  
Photos von Iris Derungs.

Die Oberfläche der *trapezförmigen Blattkacheln* ist leicht konkav gewölbt. Diese Exemplare dürften aus einem kuppelgewölbten Teil des Ofens stammen. An dargestellten Motiven erkennen wir den Storch und den Hund (Abb. 24.4).

Beim *Ofenaufsatz* handelt es sich um eine Bekrönungs- oder Abschlusskachel, welche an höchster Stelle in die Ofenkuppel eingelassen wurde. Die runde Kachel setzt sich aus einer horizontalen, einen Durchmesser von 30 cm aufweisenden Platte und einem 13 cm hohen Tubus zusammen, welcher sich in konischer Form bis auf einen Durchmesser von 10 cm verengt (Abb. 24.1). Vom oberen Rand des Tubus aus blicken fünf bärtige Büstengestalten auf die Betrachtenden hinunter. Die Kachel besitzt eine gelbe Glasur. Ein spiralförmiger, grüner Doppelstreifen entstand möglicherweise beim Glasiervorgang.

### Kacheln vom Unterbau des Ofens

Bei den Darstellungen auf den *Blattkacheln* handelt es sich um geläufige Motive wie das Einhorn, den Löwen, die Meerjungfrau, welche zwei Fischschwänze in den Händen hält, und den gefiederten Drachen (Abb. 24.10). *Halbe* Exemplare sind von Nöten, wenn sich die Kachelanordnung von Reihe zu Reihe verschiebt (Abb. 24.8). Zahlreiche Blattkacheln besitzen auf einer Seite einen angesetzten, halbrunden *Wulst*, welcher den kubischen Ofen-Unterbau einrahmte (Abb. 24.8). Die Kachelfelder des Unterbaus werden durch eine Reihe flacher Blattkacheln mit wulstförmigem *Gesims* abgeschlossen (Abb. 24.7). Dargestellt ist jeweils die Büstenansicht von zwei Pärchen, wobei zwei *Männer mit geteilten Bärten* ihre Begleiterinnen in die Mitte nehmen.

Der überwiegende Teil der Ofenkacheln aus dem Depot dürfte in die 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts datiert werden. Es fällt auf, dass die Kacheln aus dem Depot eher älter zu datieren sind, als jene, welche beim Brand von 1464 in situ zerstört wurden. Einige Motive, der hier kurz vorgestellten Depot-Kacheln (vor allem der Blattkacheln), sind aus der einschlägigen Literatur bereits bekannt. Zu den Nischenkranzkacheln mit den grossen Figuren konnten aber bis anhin keine vergleichbaren Stücke gefunden werden.<sup>39</sup> Es bleibt zu wünschen, dass das ofenkeramische Material (nicht nur jenes vom Martinsplatz) eingehend untersucht und in breiterem Rahmen publiziert wird.

Manuel Janosa

<sup>39</sup> Für hilfreiche Unterstützung bedanke ich mich bei Gabriele Keck in Moudon, Judit Tamási in Budapest, Renata Windler in Winterthur und Daniel Grütter in Basel. Nagyön szépen kösszönöm.

## Kurzberichte

*Bonaduz, Sera Curt*

LK 1195 749 900/186 600, ca. 650 m ü. M.

Mitte März 1995 wurde dem Archäologischen Dienst Graubünden ein Bauvorhaben im Gebiet von Sera Curt gemeldet. Herr M. Camenisch<sup>40</sup> erstellt auf der Parzelle 2269 ein Wohnhaus. Da diese Parzelle in unmittelbarer Nähe der bereits im Jahre 1990 durch den ADG freigelegten Gräber befindet, sollte die Fläche vor Baubeginn ebenfalls archäologisch untersucht werden. Die vier 1990 freigelegten Gräber wurden anlässlich von Kanalisations- und Strassenbauarbeiten für die Erschliessungsstrasse Sera Curt entdeckt.

Bereits nach einem ersten Abstich zeichneten sich mehrere dunkle Gruben ab. Die ovale Form dieser Gruben und die zum Teil gestellten Steine oder Steinplatten am Grubenrand liessen Gräber vermuten. In weiteren Abstichen wurden schliesslich insgesamt 11 Gräber, in verschiedenen Reihen angelegt, freigelegt und ausgehoben (Abb. 25). Bei diesen Gräbern wurden verschiedene Grabtypen beobachtet. So war Grab 1 (Kindergrab) mit runden Steinen eingefasst, Grab 2 mit einer gemörtelten Mauer umrandet, Grab 3 mit grossen flachen Steinplatten eingefasst und Grab 4 mit einer Trockenmauer erstellt und die Grabsohle mit Platten ausgelegt. Die Gräber 5–11 hingegen wiesen lediglich einige Steine als Grabmarkierung auf. Die Skelettknochen waren vorwiegend schlecht erhalten und die in den Gräbern 2–4 fast ganz aufgelöst. Eine Körperbestattung konnte jedoch überall nachgewiesen werden. Alle Bestattungen wiesen eine Rückenlage auf und waren geostet, d. h. mit Blick gegen Osten beigesetzt. Holzsärge konnten nirgends nachgewiesen werden, obschon verschiedentlich Holzspuren beobachtet wurden. Diese stammen aber eher von einem sogenannten Rückenbrett.

Zu unserem Leidwesen wurden, wie auch schon bei der Grabung von 1990, keinerlei Grabbeigaben gefunden. Diese wären für eine Datierung der Gräber sehr nützlich. Eine Datierung kann somit nicht erfolgen, dennoch ist ein Zusammenhang mit dem benachbarten spätrömisch-frühmittelalterlichen Gräberfeld von Bonaduz-Valbeuna<sup>41</sup> (ca. 100–150 m entfernt) zumindest vorstellbar.

A.D.

<sup>40</sup> Herr Camenisch Maurus, Bonaduz, sei an dieser Stelle für Verständnis und die zusätzlichen Grabungstage herzlich gedankt.

<sup>41</sup> Siehe auch: SCHNEIDER-SCHNECKENBURGER GUDRUN: Churrätien im Frühmittelalter auf Grund der archäologischen Funde. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Bd. 26, München 1980.



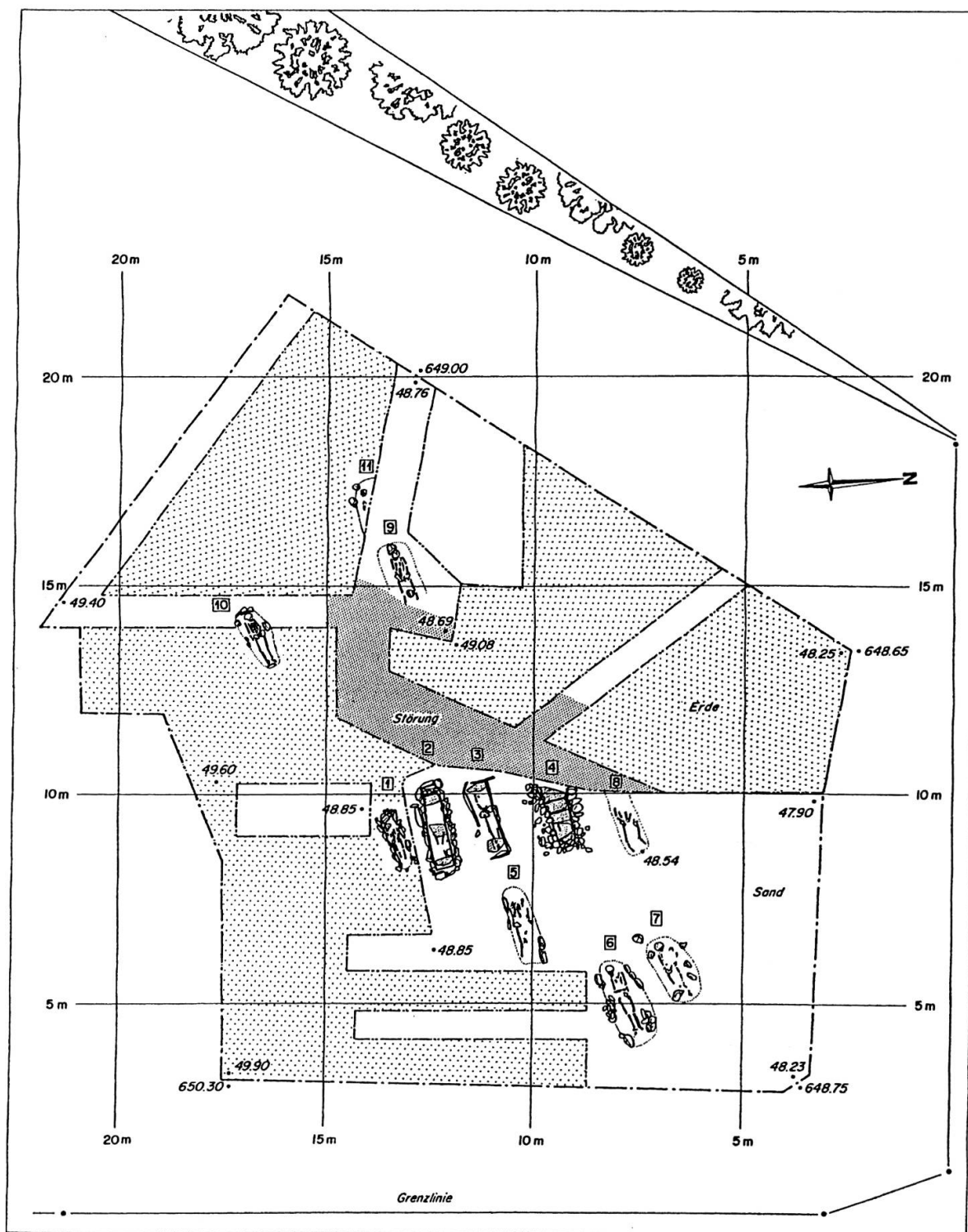


Abb. 25: Bonaduz, Sera Curt 1995; Gräberplan.

Zwischen Mezzaselva und Klosters soll in den nächsten Jahren, im Zusammenhang mit der Umfahrung Klosters, das Gebiet «Gruoben» oder «Gruob» durch Aushubmaterial aus dem Vereinatunnel bis zu 20 m hoch aufgeschüttet werden. Die von Lokalforschern öfters vertretene These, dass ein noch in den 60er Jahren unseres Jahrhunderts teils zugänglicher «Stollen» Bestandteil eines Geheimganges aus einer Burg «Badino» oder «Padino» nach Serneus-Bad sei, sowie die allgemein interessierende Frage nach dem Standort der Burg, liessen uns eine Grabung ansetzen. Gefunden wurden Kellerräume eines Bauernhauses wohl aus dem 17. Jh. Da jedoch älteres Mauerwerk von den Bauresten des ergrabenen Gebäudes vorausgesetzt wird, welches aus technischen Gründen erst 1996 ausgegraben werden kann, werden die Grabungsergebnisse erst nach dem vollständigen Abschluss der Ausgrabungen veröffentlicht.

A. G.

Im Herbst 1995 brachte ein Fischer aus dem Bündneroberland<sup>42</sup> dem Archäologischen Dienst Graubünden einen Fundgegenstand zur Begutachtung, dies nachdem er in einer Fernsehsendung etwas Ähnliches gesehen hatte. Diesen Fund machte er bereits im Frühsommer auf dem Lukmanierpass, nämlich im Schlamm des zu dieser Zeit niedrigen Stausees Lai da Sontga Maria.

Bei einer ersten Untersuchung des Fundes stellten wir mit Freude fest, dass es sich dabei wahrscheinlich um eine römische Bronzeglocke handelt. Grösse 14x8x7 cm (Abb. 26). Ähnliche Glockenfunde römischer Zeitstellung sind aus der Literatur verschiedentlich bekannt.<sup>43</sup>

Bei diesem Fund handelt es sich unseres Wissens, um den ersten römischen Fund auf der Nordrampe des Lukmanierpasses. Für die Südrampe hingegen gibt es bereits Hinweise einer römischen Begehung: So fand man im Jahre 1852 im Malvaglia (Val Blegno) rund 300 Münzen aus der Zeit von 270–285 n. Chr.

Nach Bernhard Overbeck ist der Pass seit den letzten Jahrzehnten des 3. Jahrhunderts begangen worden.<sup>44</sup>

So gesehen ist man nicht erstaunt auch von der Nordseite römische Funde zu erhalten.

A. D.

<sup>42</sup> Herrn Decurtins Arno, Trun, sei an dieser Stelle für seine Fundmeldung und für die Überlassung des Fundgegenstandes herzlich gedankt.

<sup>43</sup> Z. B. HÜBNER WOLFGANG: Die römischen Metallfunde von Augsburg-Oberhausen, Kallmünz/Opf. 1973, Tafel 9; GARBSCH JOCHEN: Römischer Alltag in Bayern, München 1994, S. 234.

<sup>44</sup> OVERBECK BERNHARD: Geschichte des Alpenrheintals in römischer Zeit, Teil 1, München 1982, S. 231 – Teil II, München 1973, S. 229–230.



Abb. 26: Medel/Lucmagn, Passhöhe  
1995; Römische Bronzeglocke.

*Mesocco, Benabbia (Gorda)*

LK 1274 738 189/138 867

Ein neu entdeckter Felsriss auf dem Hügelplateau Gorda über dem südlichen Portal des gleichnamigen Tunnels der N13 droht die äussersten Meter des Felsens abzusprengen. Als Anfang Oktober Mitarbeiter des Bezirkstiefbauamtes Mesocco diesen Riss zur besseren Beobachtung freilegten, stiessen sie nach Entfernen einer dünnen Humusschicht auf Knochen. Nach einer ersten Reinigung sah man, dass es sich um eine gemauerte Grabanlage handelte, durch deren Mitte der Felsriss in Längsrichtung verlief.

Die Wände waren lagig aus behauenen Bruchsteinen gemauert und noch bis zu einer Höhe von max. 50 cm erhalten. Der Boden war mit kleineren Steinplatten verlegt (Abb. 27). Das Grab war Ost-West orientiert, die lichten Masse betrugen 1.90 m in der Länge und knapp 1 m in der Breite. Eine Abdeckung war nicht mehr vorhanden.

Das Grab war gefüllt mit humosem, stark von Wurzeln durchsetztem Material. Es fanden sich viele menschliche Knochen, die jedoch nicht mehr in situ lagen. Anhand ihrer Anzahl ist aber klar, dass die Knochen zu verschiedenen Individuen gehören und dass es sich bei der Grabanlage um ein Gemeinschaftsgrab, eventuell eine Familiengruft handelt. Anthropologische Untersuchungen werden vielleicht weiteren Aufschluss darüber geben.

Obwohl die verstreute Lage der Knochen und das Fehlen einer Abdeckung eine frühere Grabplünderung vermuten lassen, fanden sich vier Eisenfragmente als Beigaben, darunter eine Messerklinge.

Eine eindeutige Datierung der Grabanlage ist vorläufig nicht möglich. Sie dürfte aber entweder aus römischer oder frühmittelalterlicher Zeit stammen. 1936 wurden in unmittelbarer Nähe weitere Bestattungen gefunden, die eindeutig ins Frühmittelalter datieren. Die gemörtelten Mauern hingegen sprechen eher für eine Zeitstellung in römische Zeit.

B. C.



Abb. 27: Mesocco, Benabbia (Gorda); Gemauertes Gemeinschaftsgrab.



Durch einen Touristen wurde der ADG auf ein abriartiges Felsdach im Bereiche des Maiensässes Mot la Scera (Gemeinde Poschiavo) aufmerksam gemacht. Der Tourist war bei einer kleinen Bodenschürfung auf vereinzelte Silexsplitter und Knochenreste gestossen. Da der Verdacht eines mesolithischen Abris durchaus gegeben war, wurde im Herbst 1995 eine kleine Sondiergrabung im Bereiche dieses Abris durchgeführt.

Nur knapp unter einer rezenten Ziegendungsschicht stiess man auf eine ca. 10 cm dicke kohlig-brandige Schicht und eine trockene, hellbeige Schicht, die etwas tierische Knochen, aber keine weiteren Funde enthielten. Unter diesen beiden Schichten begann sich anschliessend bereits ein Horizont von massiveren Steinversturzblöcken abzuzeichnen, die eine tiefere Sondage praktisch verunmöglichten.

Wir vermuten, dass es sich bei der kohlig-brandigen Schicht um eine eher junge, möglicherweise gar rezente Schicht handeln könnte. Eine C-14-Analyse steht derzeit noch aus. Ob es sich bei den Silexsplittern allerdings um Flintsteinfragmente handeln könnte, kann nicht mit letzter Sicherheit gesagt werden.

*J. R.*

Auf einer Wanderung vom Berninapass zur Alp Prairol entdeckte ein deutscher Tourist ca. 1,1 km nordwestlich der Alp Prairol in unmittelbarer Nähe des Wanderweges ein kleines Steinbeil aus einem hellen Grüngestein (Abb. 28). Die Steinbeilklinge ist ca. 7,15 cm lang, maximal etwa 4,05 cm breit und 1,5 cm dick. Beim Steinbeil dürfte es sich um einen Verlustfund handeln, der am ehesten in die entwickelte bis spätere Steinzeit datiert. Beim Steinbeil handelt es sich um den derzeit ältesten Fund aus dem Puschlav.

*J. R.*

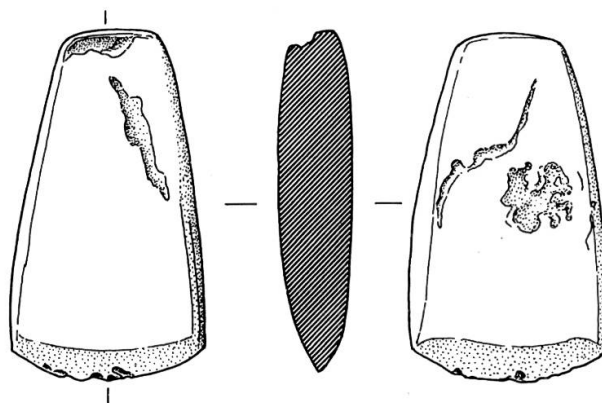


Abb. 28: Poschiavo 1995, nordwestlich Alp Prairol; Kleine Steinbeilklinge aus einem hellen Grüngestein (Zeichnung ADG). Mst. 1:2.

*Riom-Parsonz, nördlich Davos Tignas*

LK 1236 763 675/162 400,  
ca. 1515 m ü. M.

Durch Herrn J. Krättli, Riom, wurde der ADG auf eine Schlackendeponie im Bereiche der Gemeinde Riom-Parsonz aufmerksam gemacht.

Anlässlich der Begehung am 26. 7. 95 wurden nördlich der Flur Davos Tignas in einem alten Wegböschungsprofil mehrere Schlackendeponien mit Holzkohle, Plattenschlacken und anderen Schlacken und vereinzelte Erzproben beobachtet. Die Schlackenreste weisen vereinzelt grüne Kupferspuren auf.

Eine C-14-Analyse durch das C-14-Labor der Universität Bern ergab folgendes Datum (B-6523): 2970 +/- 40 Jahre BP, kal. 1120–1258 BC (Stuiver/Reimer 1993).

Bei den Schlackenresten handelt es sich offensichtlich um Zeugen einer spät-bronzezeitlichen Kupferverhüttung.

*J. R.*

*Salouf, nordwestl. Gneida*

LK 1236, ca. 764 100/165 350–375,  
ca. 1160 m ü. M.

Durch Herrn J. Krättli, Riom, wurde der ADG darauf aufmerksam gemacht, dass in einer Kiesgrube unterhalb der Gemeinde Salouf eine kohlige Schicht mit Schlackenresten sichtbar sei.

Eine Begehung am 15. 11. 95 ergab folgende Resultate: Die kohlig-brandige Schicht lag im Ostprofil der Kiesgrube, ca. 1,70–2,00 m unter der aktuellen Grasnarbe. Die Schicht war rund 8 m lang und ca. 5–15 cm dick. Neben Holzkohlen und Steinmaterial enthielt die Schicht relativ viel Schlacken, die z. T. auch grüne Kupferspuren erkennen liessen. Die Schlacken dürften am ehesten mit einer bronzezeitlichen Kupferverhüttung in Zusammenhang stehen.

Rund 11 m nördlich der Schlackenschicht zeichnete sich im selben Profil eine kohlig-brandige Grubenverfärbung ab, die ebenfalls vereinzelte Schlacken zu enthalten schien. Aus technischen Gründen konnte vorläufig keine Flächengrabung durchgeführt werden. Materialanalysen und C-14-Daten stehen zur Zeit noch aus.

*J. R.*

*Savognin, Parnoz*

LK 1236, 764 250/161 775, ca. 1460 m ü. M.

Bereits 1977 wurde durch Dr. R. Wyss vom Schweizer Landesmuseum dem Archäologischen Dienst GR von Savognin-Parnoz, einem Maiensäss südwestlich oberhalb der Gemeinde Savognin, ein Steinblock mit vereinzelten Felszeichnungen gemeldet, der vorerst unveröffentlicht blieb<sup>45</sup>. Im Zusammenhang mit den Freilegungsarbeiten und der Dokumentation der Felszeichnungen von Tinizong-Senslas<sup>46</sup> wurde auch der Stein von Parnoz aufgenommen und dokumentiert.



Abb. 29: Savognin, Parnoz;  
Stein mit konzentrischen Kreismotiven.

Der Stein befindet sich etwa in der Mitte zwischen den beiden Maiensäss-Hausgruppen, ca. 50 m westlich des Verbindungsweges.

Beim Stein handelt es sich um eine schräg liegende Steinplatte von ca. 1,92 m Länge, 1,10 m Breite und 0,35 m Dicke. Auf dem Stein sind drei konzentrische Kreise mit zentralem Schälchen abgebildet, von denen zwei einen einzelnen Ring und der dritte drei, möglicherweise gar vier konzentrische Ringe aufweisen (Durchmesser des zuletzt genannten ca. 32 cm). Die Oberfläche des Steines ist relativ stark erodiert, doch lässt das grösste Kreismotiv mit einiger Sicherheit die «Picktechnik» erkennen.

Für den Stein gibt es keine klaren Datierungsanhaltspunkte; doch sprechen die relative Nähe des Objektes zur bronzezeitlichen Siedlung auf dem Padnal bei Savognin<sup>47</sup> (Luftlinie ca. 2 km), zu den Felszeichnungen von Tinizong-Senslas<sup>48</sup> und Sils i.D.-Carschenna<sup>49</sup> keineswegs gegen eine urgeschichtliche, möglicherweise vielleicht gar bronzezeitliche Datierung dieses Zeichensteines.

J. R.

<sup>45</sup> Heute veröffentlicht bei: SCHWEGLER URS: Die Schalen- und Zeichensteine der Schweiz. Antiqua 22, Veröffentlichungen SGUF, Basel 1992, S. 69, Abb. 54.

<sup>46</sup> Zu Senslas siehe: RAGETH JÜRIG in: Jahresbericht des Archäologischen Dienstes GR und der Kantonalen Denkmalpflege GR 1994, in: JHGG 124, 1994, S. 96–99. – Siehe auch im vorliegenden Jahresbericht.

<sup>47</sup> RAGETH JÜRIG: Die wichtigsten Resultate der Ausgrabungen in der bronzezeitlichen Siedlung von Savognin-Padnal (Oberhalbstein GR), in: JbSGUF 69, 1986, S. 63–103.

<sup>48</sup> siehe bereits Anm. 46.

<sup>49</sup> ZINDEL CHRISTIAN: Zu den Felsbildern von Carschenna, in: JHGG 1967 S. 3–20. – Schwegler Urs, a. a. O. (Anm. 45) S. 64–68.

Im Mai 1995 wurde dem Archäologischen Dienst GR von Seiten des kantonalen Tiefbauamtes mitgeteilt, dass in S-chanf/Cinuos-chel bei Strassenbauarbeiten ein alter Grabstein ans Tageslicht gekommen sei.

Die Begehung fand am 22. 5. 1995 statt. Die Fundstelle des Grabsteines befand sich in Cinuos-chel, ca. 15 m südlich der Werkhalle der Transportunternehmung Chr. Brunies. Der Grabstein soll ca. 20–30 cm unter der Grasnarbe gelegen haben. Leider wurde das dazugehörige Grab durch die Bauarbeiten so stark gestört, dass vom Grab selbst nur noch einige wenige Knochenreste in ca. 1–1,10 m Tiefe unter der Grasnarbe zu beobachten waren. Da weitere Grabgruben im benachbarten Kanalisationsgraben nicht festzustellen waren, ist anzunehmen, dass es sich hierbei um eine Einzelbestattung handelt.

Der Grabstein (Abb. 30) besteht aus einer gneisartigen, rechteckig zugehauenen Steinplatte von 1,79 m Länge, 0,55–0,56 m Breite und ca. 0,11–0,12 m Dicke.

Auf dem Grabstein ist folgende Grabinschrift zu lesen:

ANNO 1630

AD II Z OCTO

BER AIS MORT

AIN'T IL SIG

NER ALBERT

IAN<sup>3</sup>ET

D BRAILG

Da wir längere Zeit wegen der eher ungewöhnlichen Schreibweise des Buchstabens <sup>3</sup> nach Albert Ian nicht im klaren darüber waren, ob wir es hier mit einem Albert Jan Zet oder Set oder allenfalls mit einem Albert Jannet (Verdoppelungsform von N) zu tun hatten, wurden wir später darauf aufmerksam gemacht<sup>50</sup>, dass der Name Zet im Bereiche der Gemeinde Brail im Flurnamen Prazet (Wiese des Zet) enthalten sei. Während wir den Familiennamen Zet im Rätischen Namenbuch III (Personennamen) nur in Form von Sett oder Seth vorfanden<sup>51</sup>, stiessen wir im Band II dieses Werkes (Etymologien) hingegen unter dem Flurnamen Prazet auf den Familiennamen Zet<sup>52</sup>.

Offensichtlich handelt es sich bei dem in Cinuos-chel bestatteten Albert Ian Zet um die selbe Person, die gemäss einer in der Chrestomathie veröffentlichten handschriftlichen Urkunde sich am 5. April 1630 verheiratete<sup>53</sup> und offensichtlich kurz

<sup>50</sup> Freundliche Mitteilung N. Bischoff, Ramosch.

<sup>51</sup> HUBER KONRAD: Rätisches Namenbuch, Bd. III, Die Personennamen Graubündens, Bern 1986, S. 554, Nr. 195.

<sup>52</sup> SCHORTA ANDREA: Rätisches Namenbuch, Bd. II, Etymologien, Bern <sup>2</sup>1985, S. 608.

<sup>53</sup> DECURTINS C.: Rätoromanische Chrestomathie, Bd. V, Oberengadinisches/Unterengadinisches, Erlangen 1900, S. XIII.



nach seiner Verheiratung verstarb. Warum der Verstorbene allerdings nicht auf dem Friedhof beigesetzt wurde, ist unklar; doch ist denkbar, dass dieser Umstand damit zusammenhängen könnte, dass der Tote einer der vielen Opfer der 1630 im Engadin grassierenden Pestepidemie gewesen sein könnte und vielleicht aus Sicherheitsgründen (Infektionsgefahr) ausserhalb des Friedhofs bestattet wurde.

Der Grabstein von Cinuos-chel verbleibt auf Gemeindegebiet von S-chanf. Die Gemeindebehörden von S-chanf haben sich freundlicherweise bereit erklärt, den Stein an einer hierfür passenden Stelle der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

*J. R.*



Abb. 30: S-chanf/Cinuos-chel 1995; Grabstein mit Inschrift.



Abb. 31: Splügen, Altberg; Schalenstein an einem alten Saumweg.

*Splügen, Altberg*

LK 1255, 745 270/152 740, ca. 2000 m ü. M.

Anlässlich der Sanierung des mittelalterlich/neuzeitlichen Saumweges stiessen Mitarbeiter der Bündner Arbeitsgemeinschaft für Wanderwege nördlich des Splügenpasses, im Bereiche des sog. Altberges, auf einen grösseren Schalenstein, der unmittelbar am alten Saumweg liegt<sup>54</sup>. Beim Schalenstein handelt es sich um eine Steinplatte aus einem hellen, gneisartigen Material von ca. 0,85 m Länge, 0,54 m Breite und ca. 0,18–20 m Dicke (Abb. 31). Die zweifellos künstlich in den Stein eingearbeitete Schale weist einen Durchmesser von ca. 20–22 cm und eine Tiefe von rund 3 cm auf.

Ob es sich beim Stein um einen eigentlichen «Schalenstein» und nicht etwa um das Halbfabrikat eines «Mörsersteines» handelt, kann nicht mit absoluter Sicherheit gesagt werden. Der Stein verbleibt vorläufig an Ort und Stelle.

*J. R.*

<sup>54</sup> Herrn K. Wanner, Splügen, sei an dieser Stelle dafür gedankt, dass er uns an die Fundstelle am Altberg begleitete.

*Splügen, nördlich Bodmenstafel* LK 1255 744 870/154 875, ca. 1740 m ü. M.

Im Zusammenhang mit dem Bau eines Wanderweges stiessen Mitarbeiter der Bündner Arbeitsgemeinschaft für Wanderwege nördlich des Bodmenstafels auf zwei kleinere Schalensteine mit je einer einzelnen grossen Schale, bei denen es sich höchstwahrscheinlich um mittelalterlich/neuzeitliche «Mörsersteine» handelt. Da die Steine relativ klein waren, wurden sie sicherheitshalber von der Arbeitsgemeinschaft nach Splügen verfrachtet, wo sie gelegentlich ins Lokalmuseum gelangen sollen.

*J. R.*

*St. Martin (Valsertal), Kirche St. Martin*

LK 1234 733 245/170 740,  
1003 m ü. M.

Im Zusammenhang mit Restaurierungsarbeiten an der Kirche in St. Martin wurden im Dezember 1995 auch die Sepulcra (Reliquiengräber) der Altäre geöffnet. In Anwesenheit von Hr. Pfarrer Tumaisch Berther und Architekt Bruno Indergand öffnete der ADG die drei Altäre. Im Hochaltar und in den Seitenaltären befanden sich je eine runde Zinnkapsel mit dem Siegel des Churer Bischofs Ulrich VII. von Federspiel. Auf dem Siegel konnte man die Jahreszahl 1695 erkennen. Somit war klar, dass die Reliquien genau vor 300 Jahren anlässlich der Neukonsekration der Kirche am 30. Juni 1695 in die Altäre gelegt wurden (vgl. KDM GR IV, S. 213).

Im Hochaltar befand sich zusätzlich zur Zinnkapsel noch eine weitere Reliquie: ein kleines Holzkästchen mit Schiebedeckel, jedoch ohne Siegel. Diese Reliquie scheint jedoch älter als die Zinnkapseln zu sein und dürfte wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert stammen. Aus Dokumenten erfahren wir, dass am 5. Juni 1462 ein Altar z. Ehren von St. Martin geweiht wurde, oder aber am 4. Juli 1497 eine Neuweihe der Kapelle stattfand (vgl. KDM GR IV, S. 212 – 213).

Von verschiedenen Kirchen ist uns bekannt, dass ältere Reliquien bei einer Neuweihe des Altares im Sepulcrum belassen wurden. Die vier Reliquien der Kirche St. Martin (Abb. 32) werden zur Zeit beim ADG dokumentiert und werden später, d. h. am Ende der Renovation wieder in die Altäre zurückgelegt, wo sie dann für weitere Jahrhunderte ruhen mögen.

*A. D.*

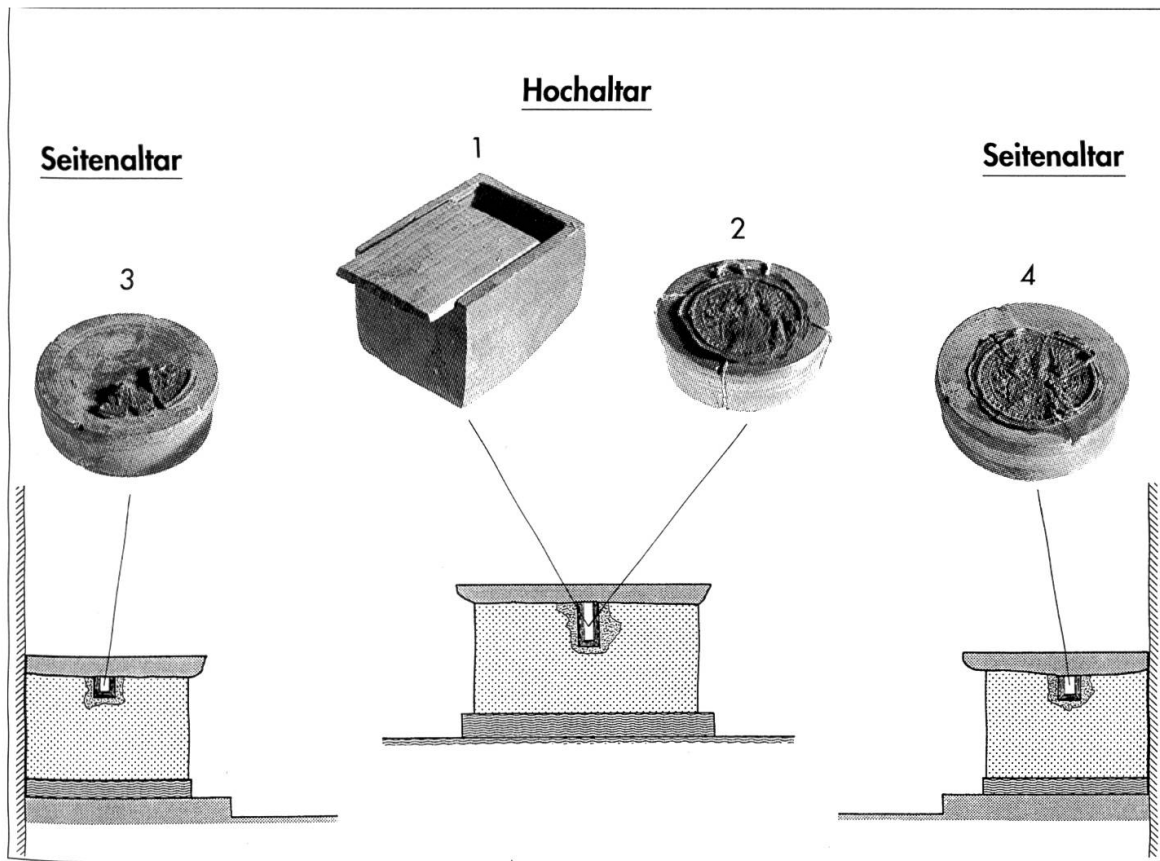


Abb. 32: St. Martin, Kirche St. Martin 1995; Altäre mit Reliquien.

Reliquie 1: Holzkästchen ohne Siegel, entweder 1462 (Altarweihe) oder aber 1497 (Neuweihe der Kapelle)

Reliquie 2: Zinnkapsel mit Siegel: Bischof Ulrich VII. von Federspiel und Jahreszahl 1695 (Neukonsekration der Kirche)

Reliquie 3: Zinnkapsel mit Siegel: wie im Hochaltar

Reliquie 4: Zinnkapsel mit Siegel: wie im Hochaltar

Tinizong, Mühle

LK 1236, ca. 767 495/160 745, ca. 1240 m ü. M.

Von Seiten von J. Krättli, Riom, wurde der ADG darauf aufmerksam gemacht, dass anlässlich eines Wegbaues bei der Mühle von Tinizong im Strassenböschungprofil eine kohlig-brandige Schicht erkennbar sei.

Anlässlich der Begehung vom 10. 11. 95 zeichnete sich unmittelbar nördlich der Mühle im Wegprofil eine ca. 3 m lange und 10–12 cm dicke kohlig-brandige, rötlich-brandige Schicht ab. Nur ca. 4–6 m von dieser Kohleschicht entfernt waren im neu erstellten Wegbett zahlreiche «schlackenartige» Erzbrocken mit partiellen Verschlackungen und partiellem Metallglanz zu beobachten, die möglicherweise mit einem Eisenerzbergbau in Zusammenhang stehen könnten. Da die Holzkohle z. T.



noch recht kompakt war, vermuten wir, dass sie nicht allzu alt ist. Die Holzkohleschicht könnte, zusammen mit den Erzbrocken, unter Umständen mit dem neuzeitlichen Manganerzabbau in der Val d'Err in Zusammenhang stehen<sup>55</sup>.

J. R.

*Tinizong, Senslas* LK 1236, ca. 767 115 – 130/162 530, ca. 1680 m ü. M.

Bereits im Jahresbericht 1994 wurden die neuentdeckten Felszeichnungen von Tinizong – damals aus Sicherheitsgründen noch ohne genauen Koordinaten – vorgestellt<sup>56</sup>.

Die Felszeichnungen befinden sich auf dem Maiensäss Senslas auf einer Höhe von ca. 1680 m ü. M., zwar auf Tinzner Gemeindegebiet, aber praktisch oberhalb der Gemeinde Savognin, respektive oberhalb der bronzezeitlichen Siedlung von Savognin-Padnal<sup>57</sup> und oberhalb der urgeschichtlichen Fundstelle von Savognin-Rudnal<sup>58</sup>. Senslas ist auch am besten von Savognin her über das Maiensäss Rudnal erreichbar.

Innerhalb des Maiensässes von Senslas liegen die Felsbilder im mittleren Teil von Senslas, unmittelbar neben zwei alten Maiensässhütten, auf einer markanten Felskuppe, nämlich dort, wo der Fahr- und Wanderweg eine markante Kurve in südwestlicher Richtung macht. Es scheint auch, dass die Felskuppe vor Jahrzehnten durch den Bau der Weganlage zu einem schönen Teil weggesprengt wurde.

Im Sommer 1995 wurde in einer zweiten Freilegungskampagne die Westpartie des Felskopfes untersucht. Dabei stiess man aber bald einmal unter einer dünnen Grasnarbe und Humusschicht auf stark zerklüftete Felspartien, die teilweise auch mit Kies verfüllt waren. Es zeigte sich bald, dass im westlichen Teil der Felskuppe kaum mehr mit weiteren Felszeichnungen zu rechnen war, da der Fels einerseits keine grösseren glatten Partien mehr aufwies und andererseits im westlichsten Teil der Felskuppe der Fels wohl durch menschliche Aktivitäten stark gestört oder möglicherweise auch teilweise abgebaut war.

<sup>55</sup> Vgl. dazu z. B. BRUN EDUARD: Geschichte des Bergbaus im Oberhalbstein, Davos 1987, z. B. S. 52 – 55, S. 72 – 76.

<sup>56</sup> RAGETH JÜRIG in: Jahresbericht 1994 des Archäologischen Dienstes GR und der Kantonalen Denkmalpflege GR, in: JHGG 124, 1994, S. 96 – 99.

<sup>57</sup> RAGETH JÜRIG: Die wichtigsten Resultate der Ausgrabungen in der bronzezeitlichen Siedlung von Savognin-Padnal (Oberhalbstein GR), in: JbSGUF 69, 1986, S. 63 – 103.

<sup>58</sup> JbSGU 47, 1958/59, S. 220 – 221. – Jahresbericht des Schweiz. Landesmuseums 88, 1979, S. 51 – 53; 90, 1981, S. 51 – 52; 91, 1982, S. 57 – 59; 92, 1983, S. 51 – 54. – RAGETH JÜRIG in: Savognin, Geschichte, Wirtschaft, Gemeinschaft, Savognin 1988, S. 20 – 22.





Abb. 34: Tinizong, Senslas 1995; Ausschnitt aus dem Südbereich der Ostplatte, Ansicht von Osten.

Aus diesem Grunde konzentrierte sich unsere Aktivität auf die Ostplatte der Felskuppe, wo im Südbereich dieser Platte unter einer relativ dicken Humusschicht noch einige wenige kleine Schälchen und konzentrische Kreise (ca. 5–6 an der Zahl) und ein «gepicktes Sujet» (Abb. 34) gefasst werden konnten.

Datierende Funde wurden während der ganzen Freilegungsarbeiten nicht gemacht. Die Arbeiten wurden somit mit diesen bescheidenen Befunden abgeschlossen.

*J. R.*

*Tumegl/Tomils, Sogn Murezi*

LK 1215 738 080/181 060, 812 m ü. M.

Im Frühjahr 1995 begann der Archäologische Dienst Graubünden mit der Flächengrabung auf der Parzelle 449, im Gebiet von Sogn Murezi. Diese Notgrabung wurde notwendig, weil bei der Sondierung vom Herbst 1994 die Mauer eines Rundchores (Apsis) und verschiedene Gräber zum Vorschein kamen.

Bereits nach wenigen Abstichen konnten sehr interessante Befunde beobachtet werden: Die im Sondiergraben angeschnittene Apsismauer gehört nicht, wie zuerst angenommen, zu einer romanischen Kapelle, sondern zu einer karolingischen Dreiapsidenkirche (Abb. 35).



*Abb. 35:* Tumegl/Tomils, Sogn Murezi 1995; karolingische Kirche, Übersicht.



Die nach Osten ausgerichtete Kirche mit den drei nebeneinanderliegenden Rundchören (Apsiden) weist eine Länge von ca. 12 m und eine Breite von 8 m auf und ist teilweise noch bis 2 m hoch erhalten.

Diese Anlage dürfte wohl noch im 1. Jahrtausend entstanden und wahrscheinlich im Verlauf des 16. Jahrhunderts abgegangen sein. An der Ost- und Südseite der Kirche befindet sich ein Gebäudekomplex, welcher aber noch nicht vollständig ausgegraben ist. Es gibt aber bereits Hinweise, dass dieses Gebäude sicher älter als die Kirche sein muss.

Weiter östlich befindet sich der Friedhof. Einige Gräber, welche die Abbruchkronen überlagerten, wurden bereits ausgegraben.

Eine komplette Freilegung und die Detailuntersuchungen der Kirchenanlage von Sogn Murezi werden 1996 bei einer weiteren Grabungskampagne erfolgen.

A. D.

*Trin-Mulin, Prada-Nedi*

LK 1195, ca. 745 000/187 740, ca. 800 m ü. M.

Am 8.10.95 wurde dem ADG von Privat eine bronzene römische Zangenfibel abgeliefert, die auf der Ebene von Prada-Nedi bei Trin-Mulin am Wegrand gefunden wurde. Das Fundstück könnte unter Umständen beim Pflügen ans Tageslicht gefördert worden sein. Anzeichen einer römischen Besiedlung sind vorläufig im Gelände nicht zu erkennen.

Bei der bronzenen Fibel handelt es sich um ein relativ feingliedriges Exemplar einer römischen Zangenfibel, deren Bügel in einfacher Art und Weise verziert ist<sup>59</sup>. Zangenfibeln sind im Kanton Graubünden relativ gut vertreten und datieren wohl etwa ins 2./3. Jh. n. Chr.

J. R.

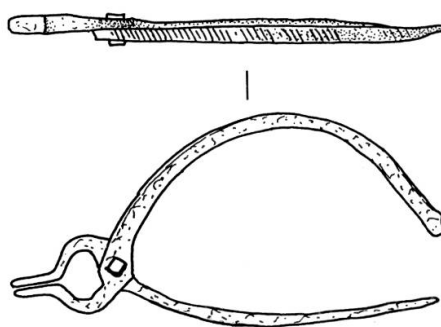


Abb. 36: Trin-Mulin 1995, Prada-Nedi; bronzene römische Zangenfibel Mst. 1:2.

Zeichnung ADG

<sup>59</sup> Ein gutes Vergleichsstück findet sich bei: ETTLINGER ELISABETH: Die römischen Fibel in der Schweiz, Bern 1973, Typ 52, Taf. 15, 18 (Zug, Hagendorn).



Abb. 37: Zillis 1995, Höhle unter Hasenstein; Grabbauten von Norden.

*Zillis, Höhle unter Hasenstein*

LK 1235, ca. 753 310/166 360

Die Ausgrabungsarbeiten auf dem Vorplatz des spätrömischen Kultplatzes, welche im Dezember 1994 unterbrochen werden mussten, konnten im Spätsommer 1995 wieder aufgenommen und abgeschlossen werden.<sup>60</sup> Dabei konnte vor der Höhle eine ältere Phase der Terrassierungsmauer in Trockenmauertechnik gefasst werden.

Auf der ca. 2.5 m tiefer gelegenen Rheinschotterterrasse konnten zwei weitere nachrömische Bestattungen dokumentiert und geborgen werden. Ein Grab war mit Trockenmauern umrandet und mit Steinplatten abgedeckt. Die gestörte Skelettlage dieses Grabes kann nach Ansicht des Anthropologen durch Grabraub verursacht worden sein, oder die Tote wurde in zerstückeltem Zustand beerdigt. Die ca. 40 jährige Frau war in halbschräger Hockerstellung mit Blick nach Norden beigesetzt worden.

Das zweite Grab war eine Sargbestattung, die mit Steinen überdeckt wurde. Der Tote war in gestreckter Rückenlage mit Blick nach Süden beerdigt worden. Beide Bestattungen hatten keine Grabbeigaben.

Die C 14 Datierung der Gräber und die Auswertung des Knochenmaterials sind noch ausstehend.

A. L.

<sup>60</sup> RAGETH JÜRG: Ein spätrömischer Kultplatz in einer Höhle bei Zillis, in: ZAK 51, 1994, Heft 3, S. 141 – 172. – LIVER ALFRED: Bericht der Grabungskampagne 1994, in: JHGG 1994.

## **Abkürzungen**

ADG	Archäologischer Dienst Graubünden
AiGR	Archäologie in Graubünden, Funde und Befunde, Festschrift zum 25-jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden, Chur 1992
BM	Bündner Monatsblatt
BUB	Bündner Urkundenbuch
CD	Codex Diplomaticus
JbSGUF	Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
JHGG	Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden
KdmGR	Poeschel Erwin: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Bände 1–7, Basel 1937–1948
SGUF	Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
Stadt AC	Stadtarchiv Chur
StAGR	Staatsarchiv Graubünden, Chur
ZAK	Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte

## **Abbildungsnachweis**

1–6	Büro Prof. H. R. Sennhauser, Zuzach
7–37	Archäologischer Dienst Graubünden

# Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden

## Vorwort des Denkmalpflegers

Die Konservierung und Restaurierung von kirchlichen Bauten ist jeweils ein Unterfangen, das vom beteiligten Architekten und den Spezialisten ausserordentliche Kenntnisse und Sorgfalt erfordert. Abgesehen vom heute meist unerlässlichen Einbau moderner Technik sind in der Regel kaum massive Eingriffe in die historisch wertvolle Substanz notwendig. Trotz Neuerungen des Zweiten Vatikanums und geänderten Gottesdienstformen in der evangelischen Kirche passen historischer Bau und heutige Ansprüche immer noch zusammen.

Viel schwieriger gestaltet sich die Restaurierung und denkmalgerechte Pflege von Profanbauten: Nach jahrhundertelanger Konstanz haben sich unsere Lebensansprüche seit der Mitte des 20. Jahrhunderts vollständig gewandelt. Fast alle klimabedingten historischen Baumassnahmen werden durch moderne Technik ersetzt: kleine Raumgrössen, geringe Raumhöhen, kleine Fenster mit Einfachverglasung, nicht isolierte Dach- und Kellerräume als Klimapuffer, Heizung nur in Küche und Stube, Schlafräume höchstens temperiert, enge, steile Treppen, Bad oder Toilette oft nicht vorhanden, Böden aus Steinplatten, Kalkmörtel oder Holzriemen. Weder Einheimische noch Feriengäste möchten sich heute mit den einfachen Wohnverhältnissen ihrer Eltern oder gar Grosseltern abfinden. In der Jagdhütte oder auf dem Maiensäss freut man sich vielleicht noch für einige Wochen am einfachen Leben, aber sonst scheint uns ohne Fliesswasser, Elektrizität, Boiler, Zentralheizung, Telefon, Fernseher und Computer das Leben kaum mehr lebenswert.

Im Falle von Um- oder Neunutzung historischer Wohnbauten – sei dies eine Maiensässhütte, ein Bauernhaus, ein Bürgerhaus oder gar ein Hotel – ist es die schwierige Aufgabe der Bauberater der Denkmalpflege, den Bauherren und den Architekten bei der Suche nach optimalen Lösungen zu unterstützen. Als Anwalt der historisch wertvollen Bausubstanz wird der Bauberater danach trachten, ein Maximum an der bestehenden Substanz, aber auch der typologischen Strukturen zu erhalten. Für neue technische Bedürfnisse sollte in weniger wertvolle Räume oder in Nebenbauten ausgewichen werden. Das Neubenutzen historischer Bauten setzt bei allen Verantwortlichen ebensoviel schöpferische Leistung und Qualität voraus, wie der gestalterisch spektakuläre Neubau, obwohl die einfühlsame substanzschonende Restaurierung eher selten mit Architekturpreisen oder Medienlob bedacht wird.



Das Vermitteln von Zuschüssen von Kanton und Bund, allenfalls auch von der Gemeinde, ist zwar ebenfalls Aufgabe unseres Amtes, sie steht jedoch nicht im Zentrum unserer Arbeit, sondern soll helfen, allfällige Mehrkosten der aufwendigen Spezialistenarbeit zu mildern.

*Hans Rutishauser*

## **Überblick über die Tätigkeiten der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden im Jahre 1995**

### **Grundlagen**

Der Bundesrat hat das revidierte Gesetz über die Denkmalpflege nahezu ohne Änderungen in Kraft gesetzt. Die Anregungen der Kantonalen Denkmalpflege zum Abbau der öffentlichen Verpflichtungen wurden nicht berücksichtigt.

In Zusammenarbeit mit dem Verein für Bündner Kulturforschung und mit dem Amt für Wirtschaft und Tourismus hat sich die Denkmalpflege für die Erarbeitung von grenzüberschreitenden Projekten im Rahmen der Interreg III eingesetzt. Die Kontakte mit Süd- und Nordtirol sind hergestellt, in Zusammenarbeit mit dem Veltlin ist ein konkretes Projekt über die Bautätigkeit der Familie von Salis im Veltlin und in Graubünden eingereicht worden. Ein Projekt zum historischen und heutigen Siedlungsbau im alpinen Raum wird Gegenstand einer zweiten Eingabe sein.

Die kombinierte Aktion von ICOMOS Schweiz und Schweizer Heimatschutz zur Erhaltung von historischen Gärten hat zu ersten konkreten Ergebnissen im Bergell geführt. Die Denkmalpflege hat in Zusammenarbeit mit den Vermessungsstudenten der Rudolf-Steiner-Schule in Uster die Gärten des Schlosses Castelmur, der Villa Garbald in Castasegna, der Salis-Häuser Casa Antonio und Casa Battista in Soglio planlich mit Grundrissen und Schnitten im Hinblick auf eine künftige Restaurierung dokumentiert. Die Denkmalpflege unterstützt auf administrativer Ebene die Vorbereitungen zur Erstellung eines nationalen Gartenverzeichnisses durch den Schweizerischen Heimatschutz.

### **Tätigkeiten des Amtes**

Die Mitarbeiter der Denkmalpflege sind in drei Hauptbereichen tätig: in der technischen und architektonischen Bauberatung (Thomas Meyer, Peter Mattli, als Praktikantin für 1995 Fausta Fransioli), in der Bauforschung und Baudokumentation (Augustin Carigiet und Lieven Dobbelaere) und in der raumplanerischen Siedlungspflege samt Inventarisierung (unter Leitung des Adjunkten Diego Giovannoli, teilzeitlich Marc A. Nay und Ladina Ribi). Zur täglichen Arbeit gehören darüber hinaus die Bearbeitung von Vernehmlassungen, die Beantwortung von Anfragen und die Ausfertigung der Beitrags- und Unterschutzstellungsanträge.

zuhanden der Regierung, des Erziehungs-, Kultur- und Umweltschutzdepartementes und der zugewandten Bundesstellen für Denkmalpflege, Heimatschutz und Kulturgüterschutz. Im administrativen Bereich arbeiteten die Sekretärin Silvia Mugwyler, welche am 31. August 1995 von Irina Killias abgelöst wurde, die Verwaltungsassistentinnen Anny Disch und Marlene Kunz und die Lehrtochter Alexandra Baumann.

## Bauberatung und Baustellenbegleitung

### *Müstair, Kloster St. Johann*

Das Jahr 1995 war nicht durch bedeutende Restaurierungsarbeiten bestimmt. Die fehlenden Eigenmittel der Stiftung führten zu einer Pause im gesamten Bereich der Baurestaurierung. Der Restaurator und die Technologen beschränkten sich auf Überwachungen und regelmässige Kontrollen der Wandmalereien.

Der Neubau einer Grossremise auf der Kälberweide nördlich des Kloster-Wirtschaftshofes wurde begonnen, bis Ende 1995 standen die Massivbauteile im Rohbau. Damit konnte ein langgehegter Wunsch der Landwirtschaft erfüllt werden. Die Maschinen und Geräte der Landwirtschaft sowie ein neu konzipiertes Kartoffellager werden nach jahrelangen Provisorien in der neuen Remise zweckmässigen Raum finden. Der Neubau dieser Remise fügt sich ins Gesamt-Erneuerungskonzept der Klosteranlage. Die alte offene Remise westlich des Südtorturmes bot zu wenig Raum für den Maschinenpark, der auch im Kloster zunehmend mechanisierten Landwirtschaft. Vor mehr als zwanzig Jahren hatten Konvent und Stiftung vereinbart, die Ställe und Scheunen am angestammten Ort weiter zu nutzen. Seit römischer Zeit bestehen auf dem Areal des Wirtschaftshofes Gewerbebauten. Diese uralte Tradition der Nutzungstypologie galt es zu erhalten. Diesem Prinzip ist die Innenkonstruktion des Nordstalles aus der Zeit um 1500 durch neue Einbauten geopfert worden. Im Jahre 1978 brannte der Südstall aus dem 17. Jahrhundert aus, beim Teilneubau wurde der Dachstuhl durch eine stützenfreie, verleimte Binderkonstruktion erneuert.

Die neue Remise ausserhalb des Wirtschaftshofes wird den Motorwagenverkehr im Hof reduzieren. Es ist zu hoffen, dass künftig auch die Tore der Türme Süd und Nord wieder regelmässig geschlossen und alle Personenwagen auf dem für sie bestimmten Parkplatz ausserhalb des Klosters abgestellt werden.

Die Baugestalt der neuen Remise mit einem Doppelpult- bzw. Grabendach gab zu eingehenden Fachgesprächen Anlass. Eine private Einsprache gegen das Projekt wurde von der politischen Gemeinde abgelehnt. Die Dachform mag zunächst unvertraut wirken, sie ist jedoch auf dem neuzeitlichen Grossbau die beste Lösung, um die Firstlinie möglich tief zu halten. Natürlich wäre die ideale Lösung keine Remise gewesen, aber wenn eine solche unentbehrlich ist, muss ihre Dimension

dem Maschinenpark der heutigen Landwirtschaft entsprechen. Eine zeitgemässe einfache Form ist in diesem Fall die angemessene Haltung und nicht eine altertümelnde Imitationsarchitektur.

Ein bedeutender Tag für den Konvent und die Stiftung war der Besuch des Direktors des Bundesamtes für Kultur, Dr. David Streiff, der mit seinem Sektionschef Denkmalpflege und Heimatschutz, Johann Mürner, und dem Präsidenten der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege, Dr. André Meyer, am 27. und 28. Juli 1995 im Kloster weilte. Die Herren liessen sich von der Frau Priorin, vom Stiftungsratspräsidenten und von den Experten von Bund und Kanton sowie von Architekten, Archäologen, Technologen und vom Restaurator das Grossprojekt Müstair vor Ort erläutern. Dabei wurde erneut deutlich, dass ausserordentliche finanzielle Leistungen des Bundes auch künftig notwendig sein werden.

Für die Erweiterung und Neugestaltung des Klostermuseums wurde Ende Jahr ein Grobkonzept vorgelegt.

Bei regelmässigen Arbeitssitzungen in Müstair, Zürich und Chur war der Denkmalpfleger in mehreren Gremien beteiligt: in der Baukommission, in der Arbeitsgruppe Museum und in der erweiterten Geschäftsleitung der Stiftung. Im Jahr 1995 hat der Bundesexperte, Dr. Alfred Wyss, ebenfalls an mehreren Sitzungen in Müstair teilgenommen, sodass die Fachkontakte zwischen Bund und Kanton verstärkt werden konnten.

### *Spätantike Grabkirche St. Stephan*

Dr. W. Studer, wissenschaftlicher Adjunkt bei Professor Dr. phil. H. R. Sennhauser am Institut für Denkmalpflege der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, hat im Jahr 1993 eine Forschungsarbeit begonnen mit dem Ziel, die ungefähr 2000, bei der Grabung Sulser/Claussen 1950/51 geborgenen Putzfragmente zu sichten, zusammenzufügen und deren ursprünglichen Lage an der Wand festzustellen. Daraus sollen neue Erkenntnisse über die Ikonographie dieses frühchristlichen Hypogäums aus dem 5. Jahrhundert gewonnen werden. Als Fernziel wird die Möglichkeit der Rückführung der Fragmente an die Wand mittels Mikrostiften angestrebt. Parallel zu dieser wissenschaftlichen Arbeit baut Herr Studer seit dem Frühjahr 1995 im Auftrag der Nägeli-Stiftung ein «ideelles Grabungsmodell» M. 1:10. Es soll den Zustand des Denkmals nach Abschluss aller Grabungskampagnen, aber befreit von den später erstellten Schutzbauten, den Fundamentresten der alten Kantonsschule und den angrenzenden Bauten der neuen Kantonschule zeigen. Mit dem Modell soll in breiteren Bevölkerungskreisen auf die Bedeutung dieses für Graubünden einmaligen Kulturdenkmals hingewiesen und das Verständnis für die dringend notwendige Sanierung des Schutzbaus geweckt werden.

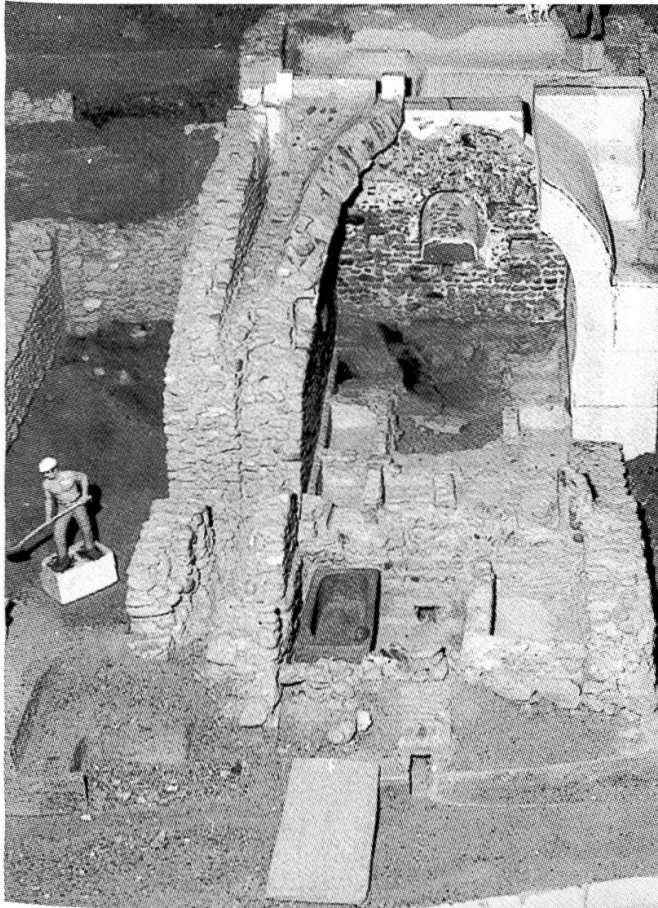


Abb.1: Grabungsmodell St. Stephan, Dr. W. Studer.

### *Cauco: Zwei hochbarocke Sakralbauten*

In der Gemeinde Cauco im Calancatal konnten – nach Jahrzehnten des Zerfalls – zwei bedeutende hochbarocke Sakralbauten restauriert werden. Die Kapelle S. Antonio di Padova in Laschiallo mit qualitativem Misoxerstick des 17. Jahrhunderts im Chor war stark beschädigt. Vor allem dank der Tatkraft von Architekt Leuenberger und Dr. Urech, Luzern, konnte sie gerettet werden. Das Verdienst von Dr. Schulthess aus Andermatt ist es, dass das Beinhaus bei der Pfarrkirche Cauco mit volkscundlich bedeutenden Wandmalereien des Sumvitger Malers Johann Jakob Rieg beispielhaft konserviert werden konnte.

### *Cauco: Haus Rampini Nr.59*

In Cauco konnte 1995 ein weiteres zweiräumiges Haus restauriert werden. Es liegt am östlichen Dorfrand in einem Gebiet, das durch seine fast labyrinthartigen, von Trockensteinmauern gefassten Gassen gekennzeichnet ist (Abb. 2). Es befand sich grösstenteils in einem ursprünglichen Erhaltungszustand. Einzige Zutat unserer Zeit war das Eternitdach. Die Absicht der Bauherrschaft bestand darin, die Gebäu-



dehülle vollständig restaurieren zu lassen, und das Eternitdach in ein traditionelles Steinplattendach zurückzuführen (Abb.3). Über die Massnahmen im Inneren bestand anfänglich noch Unklarheit.

Architekt R.Pacciarelli, Sta.Maria, sowie das Restauratorenatelier Dall'Alba aus Colico (I) erbrachten, begleitet von der Kantonalen Denkmalpflege, den Beweis, dass auch mit einer restaurativen Instandstellung eine vollwertige Bewohnbarkeit zu erreichen ist. Küchenmöbel und Dusche/WC-Zelle wurden neu eingefügt die gesamte Ausstattung restauriert: Türen, Fenster, Stubenofen, Täfer, Büffet und Schrankbett (Abb. 4, 5, 6). Wir danken den Baufachleuten für ihre vorbildliche Arbeit und der Bauherrschaft dafür, dass sie sich auf dieses «Experiment» eingelassen hat.

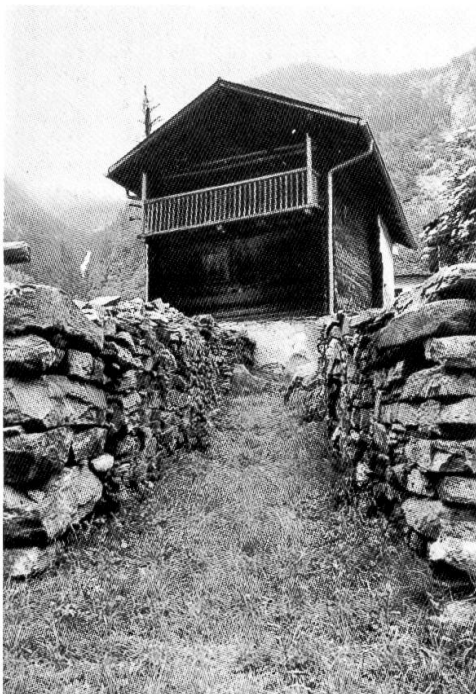


Abb. 2: Der von Trockensteinmauern begleitete Zugang zum Haus.



Abb. 3: Die Aussenrestaurierung-Nachzustand.

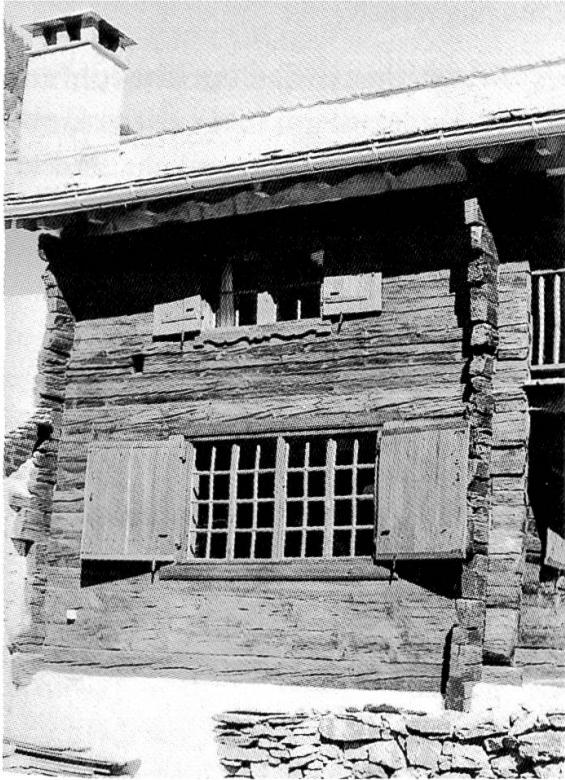


Abb. 4: Die originalen Fenster.



Abb. 5: Eine Türe.



Abb. 6: Schrankbett.

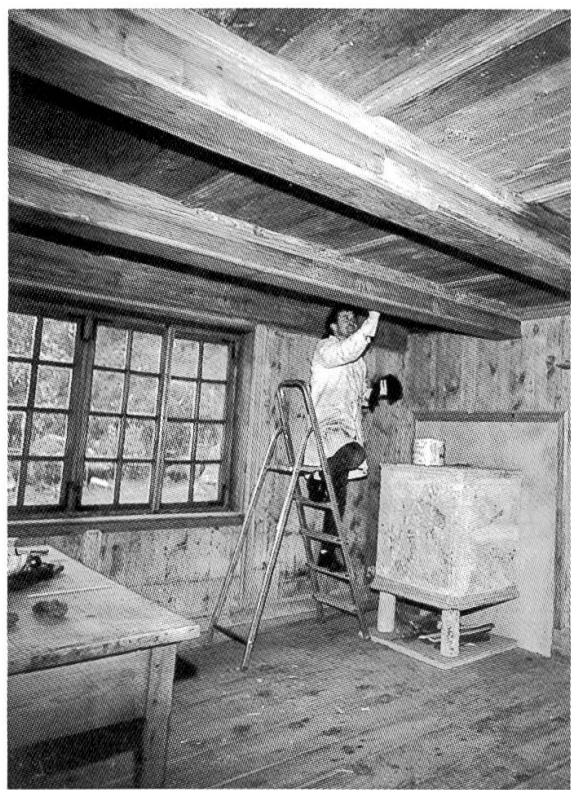


Abb. 7: Der Restaurator bei der Arbeit.

### Arvigo/Landarenca, Haus Negretti Nr. 49

Mit der Gesamtrestaurierung des Hauses Nr.49 durch das Architekturbüro M.Dressi, Arvigo, begleitet vom Kantonalen Meliorationsamt und von der Denkmalpflege, konnte ein weiterer Beitrag zur Erhaltung eines bedeutenden kulturhistorischen Gebäudes und des Ortsbildes von Landarenca geleistet werden.



Abb. 8: Ortsbild mit Haus Negretti (mitte, links).



Abb. 9: Südostansicht.

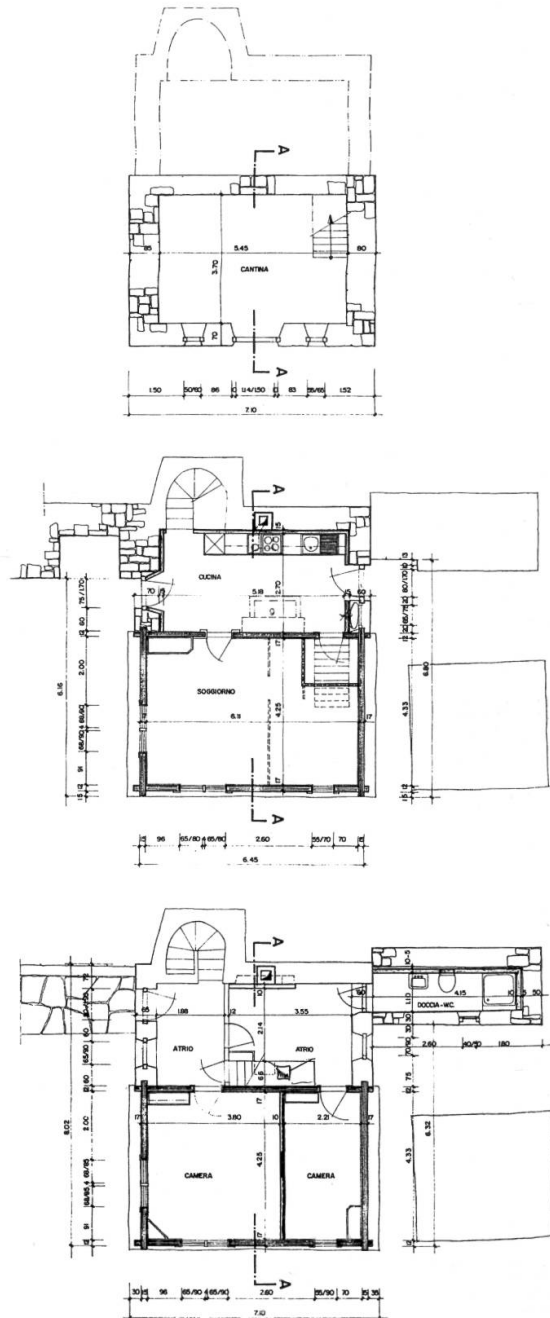


Abb. 10: Grundrisse, M.1:200.

### *Versam, Haus Nr. 45, «Obergut»*

Der Hof der Familie Werner Buchli liegt recht einsam hoch über Versam an der alten Strasse nach Fan. Das älteste Haus auf dem Hof – ein aus dem späten Mittelalter stammendes Wohnhaus – ist vom Dorf aus gerade noch sichtbar. Es handelt sich um ein ursprünglich in Mischbauweise erstelltes Gebäude, wobei der talseitige Holzteil mit den Stuben und Kammern vorgemauert und verputzt wurde. Die Nahtstelle zwischen Stein- und Holzbau bildet der enge, quer zur First laufende Gang. Der turmähnlich in Erscheinung tretende Mauerteil mit seinen mittelalterlichen Scharfenöffnungen birgt die Küche sowie einige Nebenräume. Die original erhaltene Küche mit Treppenabgang zum Keller und offener Feuerstelle mit grossem Rauchfang ist der spektakulärste Raum des Hauses. Nach dem Beschluss, das alte, sehr lange nicht mehr bewohnte Gebäude zum «Stöckli» auszubauen, wurde in Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege und dem Amt für Meliorationswesen ein Sanierungsprojekt ausgearbeitet. Projektverfasser war der Holzbaufachmann Felix Hunger aus Safien. Mit grossem Respekt vor der wertvollen Substanz wurden die Räume bewohnbar gemacht. Die grösste architektonische Veränderung bildet ein bescheidener Anbau an der Ostseite. Die einfache, schopfähnliche Konstruktion wurde notwendig, um eine neue Treppe unterbringen zu können, da in den engen Gangräumen für eine normal begehbare Treppe kein Platz vorhanden war. In die Küche musste Licht gebracht werden. Heute sorgen zwei neue, gut proportionierte Fenster für die notwendige Wohnqualität, während die erhalten gebliebene mittelalterliche Scharfenöffnung und die restaurierte Feuerstelle von der über Jahrhunderte währenden Geschichte des Hauses erzählen. Das Gebäude darf als vorbildliches Beispiel gelten, wie mit Umsicht und Verständnis für das bäuerliche Kulturgut heutige Wohnbedürfnisse in historischen Räumen erfüllt werden können. Umsicht und Verständnis – die Familie Buchli besitzt beides. Die Denkmalpflege dankt für den grossen Einsatz.

### Verzeichnis der abgeschlossenen Baubegleitungen

#### *Gesamtrestaurierungen*

*Sakralbauten:* Cauco, Beinhaus; Cauco, Kapelle S. Antonio di Padova; Domat/Ems, Kapelle St. Antonius; Pigniu, Beinhaus; Roveredo, Kapelle Madonna di Fatima in Pianezzo; Zillis, Christophoruswandbild an der Evang. Kirche St. Martin.

*Profanbauten:* Ardez, Wohnhaus Nr. 223; Arvigo-Landarenca, Wohnhaus Nr. 49; Castrisch, Wohnhaus Nr. 57; Cauco, Wohnhaus Nr. 59; Cauco-la Motta, Wohnhaus Nr. 73 D; Guarda, Wohnhaus Nr. 41; Guarda, Wohnhaus Nr. 89; Poschiavo,



Wohnhaus Nr. 248; Rona, Altes Pfarrhaus Nr. 82; Rothenbrunnen, altes Kurhaus Nr. 2; Trans, Alpgebäude; Tschlin, Wohnhaus Nr. 19; Tschlin, Wohnhaus Nr. 79; Versam, Wohnhaus Nr. 45; Vrin, Stallgebäude Nr. 108; Waltensburg, Wohnhaus Nr. 47; Zillis-Reischen, Wohnhaus Nr. 144; Zuoz, Wohnhaus Nr. 145.

#### *Aussenrestaurierungen*

*Sakralbauten:* Cama, Pfarrkirche San Maurizio, Turm; Flerden, Kirche und Friedhofmauer; Rueun, Kath. Pfarrkirche St. Andreas.

*Profanbauten:* Almens, Wohnhaus Nr. 31; Bivio, Wohnhaus Nr. 55; Soglio, Palazzo Salis Nr. 131; Soglio, Wohnhaus Nr. 137.

#### *Innenrestaurierungen*

*Sakralbauten:* Alvaneu-Bad, Kath. Kirche Hl. Dreifaltigkeit; Poschiavo, St. Antonio, Filialkirche; Samnaun, Kath. Pfarrkirche St. Jakob.

*Profanbauten:* Bondo, Haus Scartazzini Nr. 2; Stampa-Borgonovo, Wohnhaus Nr. 22.

#### *Teilrestaurierungen*

*Sakralbauten:* Feldis, Friedhofmauer; Guarda-Giarsun, Kirche; Lü, Evangelische Kirche; Medel-Lucmagn, Kath. Kirche St. Nikolaus; Peiden-Bad, Kapelle St. Luzius, Holzdecke; Rhäzüns, Kath. Kirche St. Maria Geburt; Zillis, Evang. Kirche, roman. Bilderdecke, 4. Etappe.

*Profanbauten:* Almens, Wohnhaus Nr. 6; Alvaneu-Dorf, Wohnhaus Nr. 69; Arvigo-Dorf, Wohnhaus Nr. 60 A; Arvigo-Dorf, Wohnhaus Nr. 62; Arvigo-Landarenca, Wohnhaus Nr. 11; Arvigo-Landarenca, Wohnhaus Nr. 18; Arvigo-Landarenca, Wohnhaus Nr. 21; Bergün, Wohnhaus Nr. 121; Bondo, Wohnhaus Nr. 82; Fideris, Wohnhaus Nr. 447; Flerden, Wohnhaus Nr. 45; Hinterrhein, Wohnhaus Nr. 6; Küblis, Schlössli; Langwies-Medergen, Wohnhaus Mattli; Pignia, Wohnhaus Nr. 9; Poschiavo, Alp Ur, 2. Etappe; Rossa-Augio, Wohnhaus Nr. 42; Sent, Wohnhaus Nr. 6; Sent, Wohnhaus Nr. 184.

Weiter wurden Strassenpflasterungen in Bivio und Chur (Martinsplatz) sowie Machbarkeitsstudien zum Hotel Viamala und zur Häuserzeile Untere Gasse Nr. 121/122 in Thusis unterstützt. In der evangelischen Kirche von Tenna wurde eine Schadensdokumentation der Wandbilder erstellt. In Poschiavo-Aino konnte die erste Etappe zur Sicherung des gewerblichen Komplexes (Mühle, Säge und Schmiede) abgeschlossen werden. In Vella wurde das Gartenhäuschen des Schlosses Demont restauriert, in Bondo sind die gartenbaulichen Massnahmen zur Erhaltung und Pflege des Barockgartens beim Palazzo Salis begonnen worden.

### *Unterschutzstellungen*

Im Sinne des Art. 15 der Verordnung über den Natur- und Heimatschutz vom 26. November 1946 wurden folgende Baudenkmäler unter kantonalen Denkmalschutz gestellt:

#### *Sakralbauten:*

Ilanz, Kath. Pfarrkirche; Poschiavo, Kapelle Annunziata in Fanchini; Sevgein, Orgel der Wallfahrtskirche S. Fossa.

#### *Profanbauten:*

Andeer, Wohnhaus Conrad Nr. 26; Chur, «Rotes Haus», Süsswinkelgasse Nr. 15; Cunter, Wohnhaus mit Stallscheune 36/36 A; Donath, Maillart-Brücke; Parsonz, Wohnhaus Nr. 32; Pignia, Wohnhaus Nr. 9; Pontresina, Hotel Kronenhof; Poschiavo, Mühlenkomplex; Lohn, Wohnhaus Nr. 28; Sta. Maria i. C., Wohnhaus Nr. 56; Susch, Rohan-Festung; Vicosoprano, Wohnhaus Nr. 746.

### *Beitragswesen*

Im vergangenen Jahr gingen 116 Beitragsgesuche ein. Die Regierung sicherte 31 Gesuchstellern den ordentlichen Beitrag zu. Das Departement erliess 63 Beitragsverfügungen, das Amt deren 22.

Insgesamt wurden aus den Konti der Denkmalpflege Fr. 2831030.– zugesichert. Zur Auszahlung gelangten Fr. 2503778.95.

Vom Bundesamt für Kultur wurden Fr. 4085257.– ausbezahlt. Im Bereich Denkmalpflege verbleiben 95 offene Geschäfte; im Bereich Heimatschutz sind es 130 Pendenzen.

### **Tagungen und Vortragsreihen**

Zu Basel veranstaltete die Landesgruppe Schweiz des ICOMOS (International Council on Monuments and Sites, Internationaler Denkmalrat) eine Tagung zum Thema: «Inventarisierung historischer Gärten». Der Denkmalpfleger, als Präsident, leitete die Veranstaltung. Zudem hielt er ein Referat an der Tagung von ICOMOS in Luzern zum Thema: «Historische Hotels erhalten und betreiben». An der Tagung in Hildesheim/Deutschland zum Stuck des Früh- und Hochmittelalters nahm der Denkmalpfleger an der Podiumsdiskussion teil. An den Denkmalpflegekolloquien «Militärbauten» und «Denkmalpflege und Tourismus» an der ETH Zürich amtierte er mehrmals als Diskussionsleiter.

Die Studenten der Restauratorenfachklasse der Akademie Köln und der Stab des Inf Rgt 12 wurden in den Kirchen von Rhäzüns geführt. Vier Führungen mit verschiedenen Gruppen galten dem Schloss Haldenstein und seiner Baugeschichte.

Diego Giovanoli referierte in Varenna anlässlich einer Tagung zum historischen Bauernhaus über die Bauten des Temporärgebietes in Graubünden und im Rahmen des Vortragszyklus der Historischen Gesellschaft von Graubünden: «Die ländliche Siedlung in Graubünden» zu den Bauten der Dauer- und der Temporärsiedlungen.

Peter Mattli führte die Teilnehmer der Generalversammlung des Schweizer Heimatschutzes und den Historischen Verein Glarus durch die evangelische Kirche St. Martin in Zillis und durch die dazugehörige Ausstellung.

Marc A. Nay stellte an der Generalversammlung des Bündner Heimatschutzes sowie an einer Weiterbildungstagung der EDK-Ost das Lehrmittel «Unsere Dörfer» vor. Zudem hielt er anlässlich der Internationalen Lehrplan- und Lehrmittelsprache zum Thema Transit ein Referat: «Begründen, erhalten, beschleunigen, verlagern – zur Kultur des Transits in Graubünden».

## **Siedlungspflege und Kulturgüterschutz**

### *Grundlagen*

Im Hinblick auf die Neuformulierung der kommunalen Baureglemente zu den verschiedenen Erhaltungszonen im Maiensäss- und Alpgebiet des Kantons, hat die Denkmalpflege ihre Dokumentation über das Gebiet ausserhalb der Dörfer planmässig vorangetrieben. Die Arbeiten werden in Zusammenarbeit mit den Gemeinden durchgeführt. Die Dokumentation beinhaltet die Typologie der verschiedenen Nutzungskategorien und diejenige der historischen Funktion der Gebäude.

Parallel dazu wurde die Denkmalpflege ans EDV-Netz der kantonalen Verwaltung angeschlossen, sodass nun die Dokumentationen im Amt digitalisiert und anderen Amtsstellen zur Verfügung gestellt werden können.

Verursacht durch bevorstehende Abrisse von erhaltenswerten Hotelbauten hat die kantonale Natur- und Heimatschutzkommission beschlossen, als interne Grundlage ein Verzeichnis der schutzwürdigen Bauten gemäss Verordnung über den Natur- und Heimatschutzfonds vom 27. November 1946 zu benützen. Im kommenden Jahr wird das Vorgehen zum Schutze von gefährdeten Kulturgütern umschrieben.

### *Siedlungsinventare*

Der Mitarbeiter Lieven Dobbelaere zeichnete am Kellergrundriss und am Erdgeschossgrundriss der Altstadt von Chur unter Mithilfe von Architektin Fausta Fransioli weiter. Ausgezeichnete Dienste leistete dabei der von der Stadt Chur erstellte Leitungskataster für die städtische Kanalisation aus dem Jahre 1907.

Die Bearbeitung der Siedlungsinventare von S-chanf und Zillis-Reischen wurde weitergeführt. Neu wird das Manuskript des Siedlungsinventars Lumbrein von Peter Zumthor aus dem Jahre 1975 im Auftrag der Gemeinde überarbeitet. Die Veränderungen der letzten zwanzig Jahre werden beigelegt, zudem erstellt die Architektin Albina Cereghetti unter Mitarbeit von Ramun Capaul einen Strukturplan.

Die Arbeiten für das Siedlungsinventar von Untervaz wurden fortgesetzt. Die Finanzierung der Siedlungsinventare von Malans und Fideris konnte nicht gesichert werden.

#### *Inventar der beweglichen Kulturgüter*

Im Rahmen des Inventars der beweglichen Kulturgüter inventarisierte Angelo Steccanella die Kulturgüter der Kirchgemeinde Mulegns. Die katholische Kirchgemeinde Sevgein erhielt einen Beitrag an die Dokumentation der Orgel von S. Fossa zugesprochen.

#### **Natur- und Heimatschutzkommission**

In vier ordentlichen Sitzungen hat die Natur- und Heimatschutzkommission die Anträge der Ämter begutachtet und der Regierung zur Genehmigung oder Ablehnung beantragt. Im speziellen hat sich die Kommission mit dem Ausbauprojekt 1995 der Kraftwerke Brusio, mit dem Ausbau der Oberhalbsteiner Strasse (Cunter innerorts), mit dem Richtplankonzept der Zementwerke Untervaz und mit der Verlegung der Abwasserreinigungsanlage Silvaplana befasst sowie eine Grundsatzdiskussion zum Thema der vorsorglichen Unterschutzstellung von gefährdeten, bedeutenden Bauten geführt. Die Landsitzung fand im Calancatal statt.

Mitglieder der Natur- und Heimatschutzkommission: Präsident: Dr. Ernst Kuoni, Chur; Vizepräsident: Prof. Dr. Leo Schmid, Chur; ordentliche Mitglieder: Fernando Albertini, Grono; Aldo Camenisch, Fex; Dr. Silvio Decurtins, Fideris; Erwin Menghini, Domat/Ems; Robert Obrist, St. Moritz; Rudolf Fontana, Domat/Ems; Marianne Wenger, Igis.

#### **Die Konservierung des hochgotischen Christophorus-Wandbildes an der evangelischen Kirche St. Martin in Zillis**

Johann Rudolf Rahn hatte 1882 im Anzeiger für Altertumskunde (S. 363) den «Neuen Sammler» aus dem Jahre 1808 zitiert, wo es zur Kirche Zillis heisst: «Die hölzerne Decke ist mit den Bildern aus der Bibel und dem katholischen Glauben bemalt und neben der Kanzel sieht man den grossen Christoph.»



Demnach war noch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts an der Nordwand im Kirchenschiff neben der Kanzel ein grosses Wandbild des Christophorus zu sehen. Im Jahre 1971 hat Restaurator Oskar Emmenegger an dieser Wand nur noch kleine Bildfragmente feststellen können, die er anhand des technischen Aufbaues und der Pigmente ins 14. Jahrhundert weisen, jedoch ikonographisch nicht mehr deuten konnte.

Nach der Bauinschrift in der Kirche zu schliessen, hatte man die Innenwände des Schiffes im Jahre 1832 neu verputzt und gekalkt, zuvor sind wohl die grösseren Wandbildreste abgeschlagen worden. Ähnlich wie an der Nordwand der karolingischen Kirche St. Peter und Paul in Mistail war auch in St. Martin in Zillis seit der Hochgotik im Kircheninneren ein monumentaler Christophorus dargestellt.

Ebenso ist in der Kathedrale Chur an der Westwand ein grosses Christophorus-Wandbild gemalt worden. Teile dieser durch die Empore verdeckten Wandmalerei aus dem 14. Jahrhundert sind zu erkennen, ein Grossteil des Bildes liegt noch unter Tüncheschichten.

Weit geläufiger sind im Alpenraum allerdings die Christophorus-Wandbilder am Äusseren der Kirchen- und Kirchturmfassaden. Sie sind ihrer Funktion entsprechend meist den historischen Verkehrswegen zugewandt. Wer im Mittelalter angesichts eines Christophorusbildes betete, der war am selben Tag vom jähren, d. h. dem unbussfertigen plötzlichen Tod bewahrt (Gertrud Benker, Christophorus, München, 1975; Birgit Hahn-Woernle, Christophorus in der Schweiz, Basel 1972).

Auch in der Aussenseite der Kirche St. Martin in Zillis, und zwar an der Westwand links des Eingangs, ist ein Christophorus-Wandbild auf einer Fläche von rund sechs auf zweieinhalb Metern erhalten. Das Bild stammt aus der Mitte des 14. Jahrhunderts und ist ein Werk des sogenannten Waltensburger Meisters. Rahn hat dieses Wandbild im Anzeiger für Altertumskunde 1882 (S. 363) beschrieben:

«Das Äussere der W.Fronte schmückt auf hellblauem, mit einer weissen und rothen Bordüre eingefassten Grunde ein rom. Kolossalbild des hl. *Christophorus*. Der an die 20' (Fuss) hohe Riese erscheint ganz en-face, baarhaupt, mit kurzem Kinnbarte, der in conventionellen Löckchen geordnet ist. Über dem gegürteten, mit Rauten und Sternen gemusterten Untergewande, das bis zu den Füßen reicht, trägt er einen faltigen Mantel von braunrother Farbe, der mit einem Rautenmuster gefüttert ist. Die Rechte hat der Heilige auf einen entwurzelten Baumstamm gestützt. Auf dem linken Arme sitzt das bekleidete Knäblein. Es hebt die Rechte mit dem Gestus des lateinischen Segens empor und in der Linken ein schmales Spruchband mit erloschener Inschrift.»

Bereits damals wurde der ruinöse Zustand des Wandbildes bedauert. Im Jahre 1897 fertigte Rahn Skizzen an für ein schützendes Holzklebdach über dem Christophorusbild (vgl. Abb. 11), allein diese geplante Schutzmassnahme wurde damals nicht in die Tat umgesetzt.

Ob bei der Neubedachung und Innenrestaurierung der Jahre 1938–1940, als im Inneren die Firma Christian Schmid, Zürich, die Wandmalereien der romanischen Mäanderfriese mit Sibyllen-Büsten konservierte und ergänzte, auch der Christophorus am Äusseren der Kirche restauriert wurde, ist in den erhaltenen Dokumenten nicht mehr nachzuweisen.

Dagegen weiss man, dass im Jahre 1954 Restaurator Franz Xaver Sauter eine Restaurierung des Wandbildes ausführte. Er hat seine Initialen F X S und die Jahrzahl 1954 am linken Bildrand der Christophorus-Darstellung in eine neue Putzstelle eingeritzt.

Damals wurde von Sauter vor allem die Ecke oben links des Wandbildes samt der linksseitigen Kopfhälfte des Christophorus neu verputzt und in flächig gemalten Retuschen ergänzt. Vermutlich hat er die kleineren Fehlstellen mit einem Kalkmörtel gekittet. Die wischenden Farbpartien der Malerei scheinen mit Kaliwasserglas fixiert worden zu sein. Jedenfalls hatten in den vierzig Jahren seit der letzten Restaurierung die Schäden am Wandbild laufend zugenommen. Am meisten in die Augen springend war dabei der zunehmende Farbverlust, der stellenweise das Wandbild kaum mehr erkennen liess, teilweise waren die Farbschichten und der Intonaco-Verputz bis auf die Grundputzschicht abgetragen. Diese Reduktion der Bildsubstanz war auf Putzerosion durch Schlagregen, Wind und Frost, aber auch durch Salzschichten des 1954 angewandten Konservierungsmittels Kaliwasserglas hervorgerufen. Schon in den 1960er Jahre hatten Kunsthistoriker wie Christoph Simonett, Zillis, und Architekten wie Cyrill von Planta, Chur, den verblassenden Zustand des Wandbildes beklagt und von der Denkmalpflege gefordert, ein versierter Künstler oder Restaurator sollte den Christophorus erneuern, sodass er wieder besser erkennbar wäre.

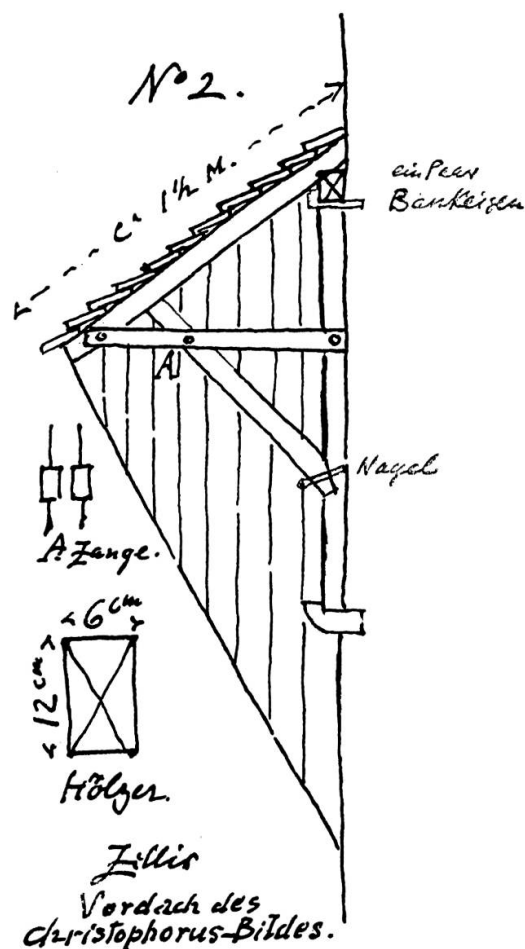


Abb. 11: Johann Rudolf Rahn: Skizze des nicht ausgeführten Schutzdaches von 1906.

Parallel zu den Schadenaufnahmen an der romanischen Holzdecke im Kircheninneren untersuchte Oskar Emmenegger im Jahr 1993 auch den Zustand des Christophorus-Wandbildes. Die beobachteten Schäden waren beträchtlich. Im Bereich des Kopfes drohten hochliegende Putzflächen abzufallen. Durch den ungehinderten Zutritt von Regenwasser, der dadurch geförderten Salzwanderung, vor allem aber wegen den Frost/Taupperioden im Frühjahr und Spätherbst war mit grossen Verlusten der originalen bemalten Verputzschichten in kurzer Zeit zu rechnen.

Zur genaueren Abklärung wurde vorübergehend ein Gerüst aufgestellt. Erst jetzt, beim Betrachten aus der Nähe, wurde der Schadensfortschritt erschreckend deutlich. Die Mitarbeiter des Institutes für Denkmalpflege, Andreas Arnold und Konrad Zehnder, bestimmten die gefährlichen Salze. Die Kosten der Gesamtkonservierung des Wandbildes wurden vom Restaurator ermittelt. Nachdem die Aufteilung der Kosten zwischen Kirchgemeinde, Kanton Graubünden und Eidgenossenschaft feststand, konnte im Sommer 1995 mit der Konservierung begonnen werden.

Es galt dabei, lose neue Verputze (aus dem Jahr 1954) zu entfernen. Hohlliegende mittelalterliche Verputze wurden mit Sumpfkalkschlämme hintergossen. Sandende Verputze und pudernde Farbschichten festigte man mit Kieselsäureester. Die Farbreuschen von 1954 wurden so weit als möglich entfernt. Anstelle der alten Verputzflicke wurden neue mit Sumpfkalk-Mörtel aufgetragen. Diese Konservierungsarbeiten erforderten zwar einiges an Sorgfalt und Fingerspitzengefühl der Restauratorinnen und Restauratoren, sie waren aber im Vorgehen und in der optischen Wirkung nicht umstritten.

Ganz anders und viel schwieriger war die Frage einer allfälligen Verstärkung und Ergänzung der stark reduzierten Wandmalerei.

Nach den heutigen Regeln der Denkmalpflege und Restaurierung sollen bei der Konservierung von Wandbildern Bildergänzungen (sogenannte Retuschen) beim Betrachten aus der Nähe auch für den Nichtfachmann, erkennbar sein. Geflickte kleinere Fehlstellen, wie Löcher oder Pickelhiebe, werden daher, in leicht hellerer Farbe als das umgebende Original, in Stricheltechnik (*trateggio*) ergänzt. Grosse Fehlstellen werden oft mit körnigen Verputzen in Naturputzfarbe geschlossen, wobei man darauf achtet, dass der ergänzte Verputz wenige Millimeter gegenüber dem angrenzenden Original zurücksteht. Damit erinnert der grobe Verputz einer grossen Fehlstelle an einen Grundputz (*arriccio*), d. h. die Schadstelle sieht aus, wie wenn das Original abgefallen wäre. Wenn solche grösseren Löcher im Lichtwert den Farben der Wandbildflächen entsprechen, stören sie den Gesamteindruck eines Wandbildes nur gering.

Soweit die theoretische Grundidee einer Wandbild-Ergänzung.

Beim Christophorus von Zillis waren die Verhältnisse allerdings weit weniger einfach. Die originale Verputzfläche fehlte nur an wenigen Stellen. Diese konnten in der beschriebenen Weise geschlossen werden. Die Hauptfläche des mittelalterlichen Wandbild-Verputzes war jedoch noch erhalten und zwar in sehr unterschiedlicher Qualität:



Abb. 12: Kopf des Christophorus: Vor den Ergänzungen von 1995.



- Unterhalb von Brauen und Wellen im alten Verputz, durch verschieden dicken Auftrag und die Struktur des Mauerwerks hervorgerufen, hatte sich die Freskomalerei samt den pastos aufgesetzten Schatten und Lichtern einwandfrei erhalten.
- In weiten Bereichen war allerdings nur noch die Untermalung erhalten.
- An vielen Stellen war die Malerei bis auf die Vorzeichnung mit roten Pinsellinien abgewittert.
- Bei stark aufgelösten und verwitterten Verputzstellen fanden sich nur noch punktgroße Farbreste der Wandmalerei, die jedoch oft wichtige Anhaltspunkte für die dort verlorene Darstellung boten.

In dieser «flickenteppichartigen Landkarte» des Wandbildes galt es mit zurückhaltenden Retuschen die verlorene Darstellung des Christophorusbildes wiederzugewinnen, ohne dabei wertvolles Original durch Übermalen zu verfälschen.

Nur sehr zurückhaltendes, schrittweises Vorgehen der Restauratorinnen und Restauratoren führte dabei zu einem qualitätvollen Ergebnis. Die Christophorus-Wandbilder des Waltensburger Meisters an der Kirche St. Georg in Schlans und St. Paul in Rhäzüns erwiesen sich bei den Bemühungen, die Lesbarkeit der Christophorus-Malerei in Zillis zu erkennen, als wertvolle Hilfe. Unerlässlich war die dauernde Überprüfung der Retuschenarbeit auf dem Gerüst, aber auch aus der üblichen Sichtdistanz vom Strassenraum westlich der Kirche. Bauherrschaft, Restauratoren und Denkmalpfleger erwogen gemeinsam ein verantwortbares Mass an Retuschen: Soviel wie nötig (für die Lesbarkeit der Darstellung), sowenig wie möglich (um das Original nicht zu fälschen).

Wir hatten bei der Retuschenarbeit einen Mittelweg zwischen zwei Extremen gewählt:

- Denkbar wäre es gewesen, auf jede farblich eingestimmte Retusche zu verzichten. Die Darstellung wäre aber nur noch für Spezialisten erkennbar gewesen.
- Zum Schutz der Originalmalerei wurde auch das Überschlämmern und ein Neumalen auf der deckenden Schlämme als Verschleisschicht überlegt, aber auch sogleich wider verworfen, weil diese schützende Kopie an dieser bedeutenden romanischen Kirche ein Fremdkörper gewesen wäre.

Die Putzfestigungen und die sehr dünne Retuschenmalerei können die rund 650 Jahre alte Freskomalerei vor Wind, Regen, Sonne und Frost kaum schützen. Gemeinsam mit der Bauherrschaft wurde daher erwogen, ein Schutzdach anzubringen. Architekt Rudolf Fontana und seine Mitarbeiter waren sich der verantwortungsvollen Aufgabe bewusst, an dieser wertvollen Kirche eine schlichte, qualitäts-

volle und technisch saubere Lösung zu finden. Nach zahlreichen Skizzen und Modellen verschiedener Grösse, entschied man sich für eine feine Holzkonstruktion aus Lärchenholz, die sich durch die schlanken Träger und die einfache Gestalt, als Schutzdach aus unserer Zeit zu erkennen gibt. Die Auflager der Holzkonstruktion sind in bestehende romanische Gerüstlöcher eingepasst, sodass die Kirchenmauer nicht verletzt werden musste. Die unbehandelte Lärchenholz-Schalung wird sehr bald jene silbergraue Patina annehmen, welche das neue Schutzdach noch unauffälliger erscheinen lässt.

Der konservierte und zurückhaltend restaurierte Christophorus mit dem Jesuskind auf dem Arm ist heute wieder für geduldige und eilige Besucher der Kirche Zillis deutlich zu erkennen; allerdings scheinen die Autofahrer auf der Nationalstrasse 13 den mächtigen Heiligen kaum wahrzunehmen, obwohl sie seines Schutzes dringend bedürften.

*Hans Rutishauser*



Abb.13: Evangelische Kirche St.Martin in Zillis. Christophorusbild, konserviert und zurückhaltend retouchiert, mit Schutzdach.

## Zwischenbericht über die Arbeit am Pfarrhaus Sta. Maria

Eines der wohl schönstgelegenen Pfarrhäuser Graubündens ist das Pfarrhaus in Sta. Maria im Calancatal. Zusammen mit der katholischen Pfarrkirche S. Maria Assunta, dem Beinhaus und dem Burgturm bildet es, hoch über dem Misox thronend, ein malerisches Ensemble. Sta. Maria, das kirchlich ursprünglich zum Sprengel S. Vittore gehörte, nahm früh eine führende Stellung im Calancatal ein. Obwohl es erst zwischen 1520 und 1546 formell zur Pfarrkirche erhoben wurde, kam ihm schon viel früher dieser Rang zu.

Die *Burgruine* steht auf einer allseits steil abfallenden Felskuppe. Gut erhalten ist der massive fünfeckige Bergfried, dessen unübliche fünfte Ecke auf der Angriffsseite zur Abweisung von Geschossen diente.

Der dreigeschossige Turm nimmt unter den Bündner Burgen eine Sonderstellung ein, weil er als einziger gewölbte Deckenkonstruktionen aufweist. Das unterste Geschoss war fensterlos und diente als Zisterne. Das 2. und 3. Geschoss, die mit einer in der Aussenwand verlaufenden Treppe miteinander verbunden sind, enthielten je einen Wohnraum.

Architektonische Stilmerkmale ermöglichen eine Datierung ins spätere 13. oder frühe 14. Jahrhundert. Der Bergfried muss damals in eine bestehende Burganlage hineingestellt worden sein. Die enge Nachbarschaft von Burg und Kirche hat zur Vermutung Anlass gegeben, dass hier ein bis in das Frühmittelalter zurückreichendes Kirchenkastell bestanden hat. Bei einer Grabung unterhalb der Kirche kamen Gräber aus dem 3. oder 4. Jahrhundert nach Christus zum Vorschein.

Der obere Abschluss des Bergfrieds erfuhr während der Restaurierung 1932/34 eine starke Veränderung (Plattform mit Brüstung und gedeckter Ausstieg). 1979 wurden, begleitet von der kantonalen Denkmalpflege, erneut Abdichtungs- und Konservierungsarbeiten ausgeführt.

Die *Kirche* kommt als «ecclesia Ste Marie de Calanca» im Stiftungsbrief für San Vittore von 1219 urkundlich erstmals vor. Ihre Gründung reicht wahrscheinlich noch ins erste Jahrtausend zurück.

Chor und Turm stammen aus gotischer Zeit. Im Architrav des Hauptportals befindet sich das Ausbaudatum 1606. Weitere Umbauphasen fanden im 17. Jahrhundert statt. Innenraum und Ausstattung gelten in Graubünden als seltenes Beispiel eines im Stile der Renaissance gestalteten Sakralraumes. Das *Beinhaus*, ein loggienartiges Bauwerk mit einer Doppelarkade, steht als Torvorbau zum Friedhof.

Das *Pfarrhaus* ist ebenfalls in mehreren Etappen entstanden. Die erste Bauphase bildet eine zweiräumige Anlage mit Stube und Küche. Im Keller unter der Küche befindet sich ein mächtiger abgefaster Holzpfeiler, der die Balkenlage trägt. Diese Konstruktionsart weist in die Zeit um 1500, was zur Annahme passt, dass die Burg



Abb.14: Sta. Maria i. C., Ortsbild.

im Verlaufe des 15. Jahrhunderts aufgegeben wurde. Diese erste Anlage wurde später im Nordwesten um zwei, im Südosten um einen nicht unterkellerten Raum erweitert und wahrscheinlich auch aufgestockt. Die Stube weist ein barockes Täfer und einen Specksteinofen auf, datiert 1774. Nach und nach wurden dieser ersten Zeile weitere Anbauten angefügt, sodass sich heute die Räume vierseitig um einen geschlossenen Hof mit Ziehbrunnen organisieren. Gegen den Hof hin öffneten sich ehemals zweigeschossige Arkaden, die dem Hofraum ein renaissancehaftes Gepräge gaben. Zwischen 1640–1921 diente das Pfarrhaus als Kapuzinerhospiz.

Die Jahre 1954–1958 brachten die letzten, zum Teil massiven Eingriffe in die bestehende Substanz (Saaleinbau), sowie die Erneuerung des Steindaches. Es wurde bis 1985 von Pfarrer Don Lorenzi bewohnt und steht seither leer.



1989 beschloss die Kirchgemeinde, das Haus zu restaurieren und neben der Pfarrwohnung ein Kirchgemeindezentrum einzurichten. Architekt F. Censi wurde mit der Projektierung und Ausführung beauftragt.

Nach anfänglich grosser Unsicherheit bezüglich dem Programmumfang liegt nun ein Projekt vor, das schonungsvoll mit der historischen Bausubstanz umgeht. Im wesentlichen sind folgende Massnahmen geplant:

- Ausräumung des im 20. Jahrhunderts überbauten Hofes
- Aufhebung des Saaleinbaus von 1958 und Wiederherstellung der ursprünglichen Arkaden

Das Raumprogramm umfasst einen halböffentlichen Eingangsbereich, ein zweigeschossiges Sitzungszimmer mit Bibliothek, das Pfarrbüro und die Pfarrwohnung. Die Pfarrwohnung umfasst die barocke Stube, die alte Küche, eine Waschküche und ein Tag-WC im Erdgeschoss. Im Obergeschoss liegen drei separate Zimmer mit je einer Nasszelle.

Spannend wird die Wiederherstellung und teilweise Neugestaltung des Gartens sein, der in der Fortsetzung der Korridorachse bis zu einer kleinen Kapellenruine am Rand der Terrasse führt.

Das Projekt wird in Etappen ausgeführt, deren Umfang vom Stand der Finanzierung abhängig ist, und deckt die realistisch zu erwartenden Bedürfnisse der Kirchgemeinde voll ab. Der Ausbau des nordöstlichen Teils wird vorerst zurückgestellt, sodass dort neue Bedürfnisse zu einem späteren Zeitpunkt noch berücksichtigt werden können. Die frühere Nutzung dieses Trakts ist noch unklar. Wahrscheinlich diente er als Wirtschaftsraum, da er auch mit einem Backofen ausgestattet ist.

Zurzeit werden die Werk- und Detailpläne erarbeitet. Sobald die Finanzierungszusagen vorliegen, soll mit der ersten Bauetappe begonnen werden. Bauherrschaft, Architekt, Bauhandwerker, Spezialisten sowie wir von der Denkmalpflege sind hier gefordert, die bestmögliche Arbeit zu leisten, damit diese Anlage die ihr gebührende sorgfältige Restaurierung erfährt.

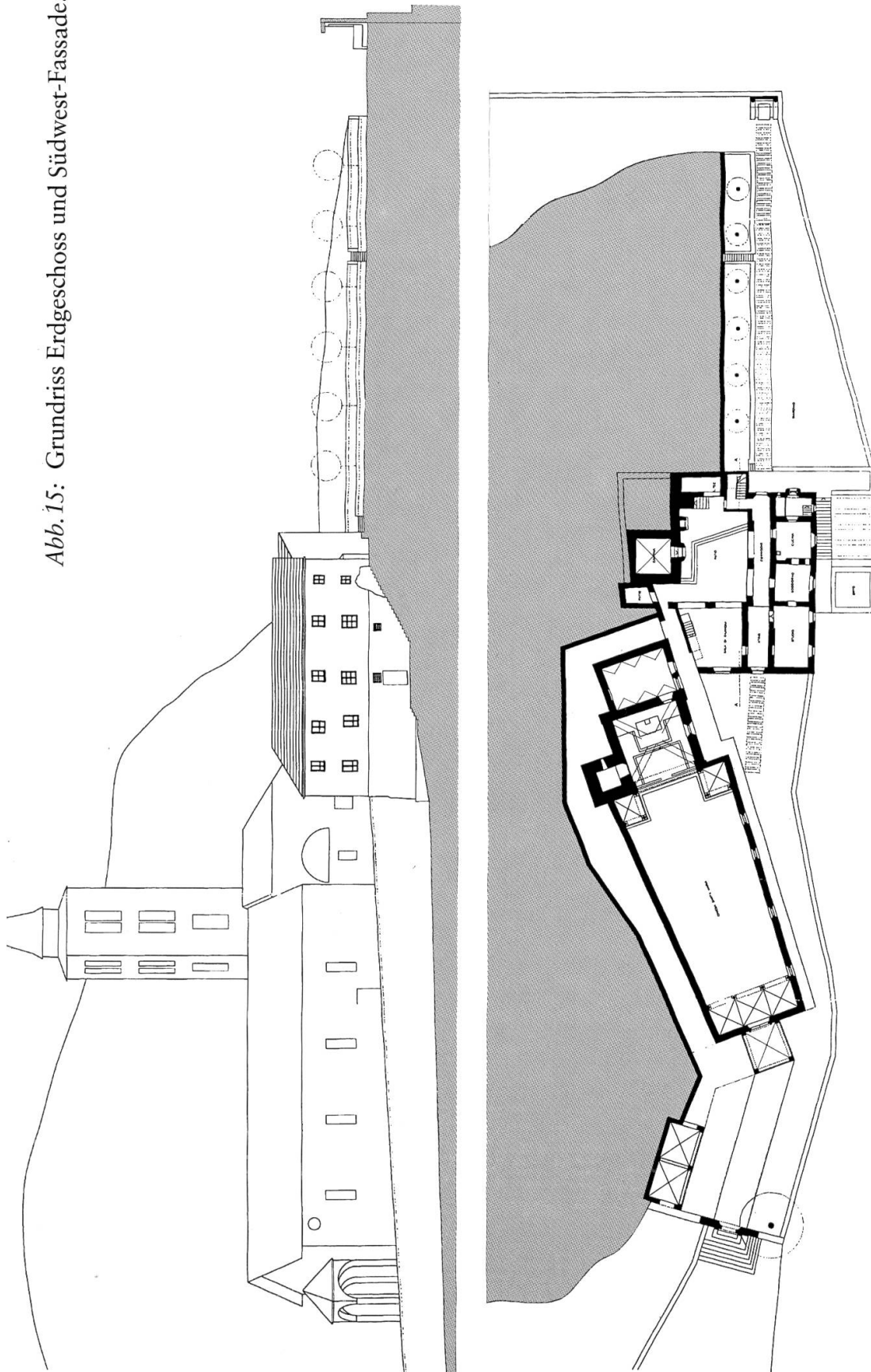
*Peter A. Mattli*

#### Literaturhinweis

CLAVADETSCHER OTTO P., MEYER WERNER, Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1984, S. 245 – 247.

POESCHEL ERWIN, Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Band VI, S. 283 – 312.

Abb. 15: Grundriss Erdgeschoss und Südwest-Fassade.



## Altes Kurhaus in Rothenbrunnen «Das andere Denkmal»

Baudenkmäler des 19. Jahrhunderts werden sehr unterschiedlich beurteilt. Vor allem eine bestimmte Kategorie Bauten wird in weiten Kreisen etwas vorlaut als fremd, nicht in die Architekturlandschaft Graubündens passend, kurz gesagt, als störend empfunden. Die Rede ist von den Bauten und Anlagen, welche in Verbindung mit der damals neu entdeckten therapeutischen Wirkung eines Kuraufenthaltes in den Bergen entstanden. Sanatorien, Badeanlagen, Hotels, zuerst im Kleid des Spätklassizismus, später in historisierenden Stilrichtungen, dann in der Formsprache der klassischen Moderne entstanden in allen Alpenregionen und wurden ein stark prägendes Element der Kurorte. Dem wirtschaftlichen Aufschwung zum Trotz, welcher dieser frühe Kurtourismus mitbrachte, stiessen die Bauten früh auf Ablehnung. Eine Ablehnung, welche sich bis zum heutigen Tag nicht nur gehalten, sondern sogar noch verstärkt hat. In Fachkreisen jedoch ist schon lange klar: Die Qualitäten dieser Bauwerke dürfen nicht mit den Kriterien der traditionell in der bäuerlich geprägten Kulturlandschaft entstandenen Bauten gemessen werden. Neue Bauaufgaben bringen neue Formen, neue Dimensionen, ihre Qualitäten lassen sich nur mit den gestalterischen Kriterien der eigenen Zeit-epoche begreifen. Längst ist man sich bewusst, dass es sich bei diesen frühen Kur- und Tourismusanlagen um sehr wertvolle Kultur- und Bauzeugen einer noch verkannten Entwicklungsepoche der Alpenregionen handelt. Doch bedingt durch schwache Akzeptanz in der Bevölkerung und den gerade dadurch oft vernachlässigten Unterhalt der Objekte, gehen Jahr für Jahr viele wertvolle Bauten der genannten Kategorie verloren. Umso erfreulicher, dass hier nun im Jahrbuch einmal vom Gegenteil, von der Rettung eines solchen mehr als nur gefährdeten Denkmals, berichtet werden kann.

### *Zur Geschichte*

Rothenbrunnen, am nördlichen «Tor» zum Domleschg gelegen, wird schon 1566 als Badeort erwähnt. Die rotes, also eisenhaltiges Wasser führende Heilquelle, welche heute noch den Dorfbrunnen speist, muss aber viel länger bekannt sein, da Campell 1574 den Ort nur noch unter diesem Namen kennt. Wie das ursprüngliche Heilbad ausgesehen hat, ist nicht mehr bekannt, jedoch berichtet die Geschichte von einem mehr oder weniger stetigen Betrieb im 17. und 18. Jahrhundert. Besitzer des Bades waren, so wird berichtet, durch diese ganze Zeit die beiden Familien Caviezel und Flisch. 1888 wird im Auftrag einer Aktiengesellschaft das Kur- und Badehaus neu erstellt. Den Vorsitz hatte Hauptmann Johann Buchli, der Architekt war Emanuel von Tschanner. Die sorgfältig im spätklassizistischen Stil gestaltete

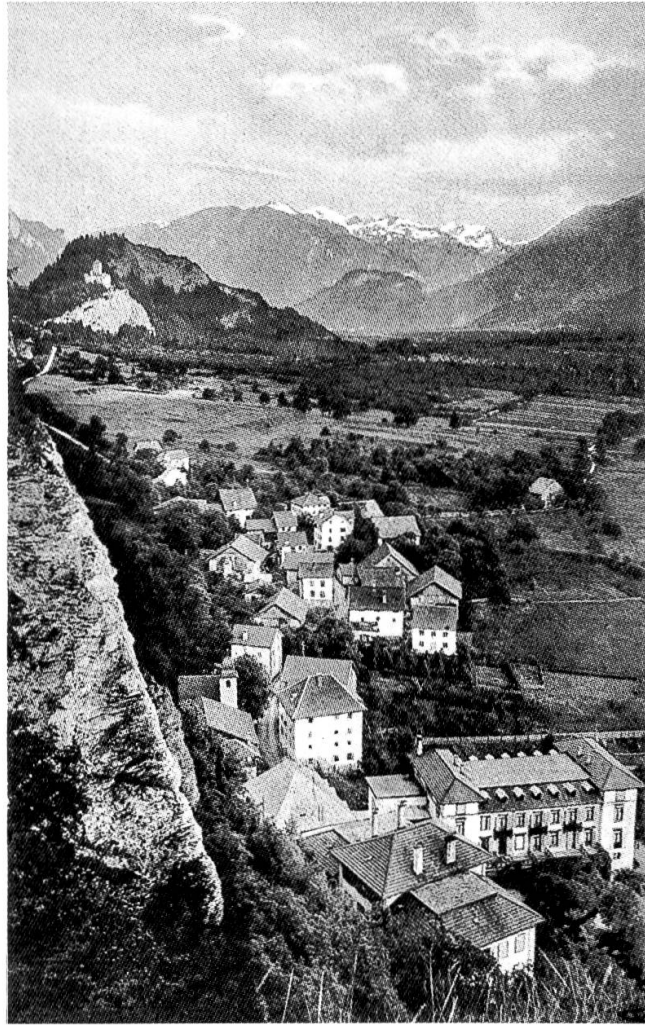


Abb.16: Kuranlagen und das Dorf  
Rothenbrunnen mit Ausblick  
ins Domleschg.

Anlage blieb als Bade- und Kuranstalt bis 1924 erhalten. In diesem Jahr übernimmt der Kanton Graubünden die Anlage und richtet in der Folge, angegliedert an die Klinik Beverin, ein Altersheim ein. Von der stark vernachlässigten, drei Gebäude umfassenden Anlage werden 1972 der älteste Wohnteil sowie das ehemalige Badehaus abgebrochen. Zurück bleibt noch das eigentliche Kurhaus mit den wertvollen, im ersten Obergeschoss gelegenen Gesellschaftsräumen sowie der im Steilhang hinter dem Gebäude angelegte Kurhausgarten. Von den reich ausgestatteten Gesellschaftsräumen verdient der grosse Kursaal besonders erwähnt zu werden. Mit seiner fein maserierten Kassettendecke und dem originalen Parkettboden in Fischgratmuster, deren ursprünglicher Zustand in einer aufwendigen Restaurierung wiederhergestellt wurde, spiegelt der Saal etwas wieder von der ehemaligen Pracht des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Aber wir greifen vor.





Abb. 17a: Vorzustand spätes 19. Jh.

### *Das Projekt*

1989 erwirbt Andreas Marugg das stark baufällige Kurhaus. Angetrieben vom Wunsch, das schöne, jedoch unbewohnbare Gebäude instandzustellen und es wieder einer Nutzung zuzuführen, nimmt Herr Marugg mit der Kantonalen Denkmalpflege Kontakt auf. In der Folge wird ein Restaurierungsteam, bestehend aus der Bauherrschaft, Architekt Peter Calonder, Ingenieur Walter Bieler, Restaurator Jörg Joos und dem Verfasser als Bauberater der Denkmalpflege, zusammengestellt. Dieses Team arbeitet in langen Gesprächen ein Umbau- und Restaurierungskonzept aus:

- Soweit wie möglich sollen Substanz und Charakter erhalten bleiben. Als sichtbarer Eingriff in die Gesamterscheinung müssen Dachgauben sowie zwei Terrassen für die zusätzlichen Wohnungen im riesigen Dachgeschoss geplant werden.
- Die Fassaden sowie die Dachuntersicht, aufwendig erstellt in gedrechseltem Holzwerk, werden vom Restaurator untersucht und sollen ihre ursprüngliche Farbfassung zurückerhalten.

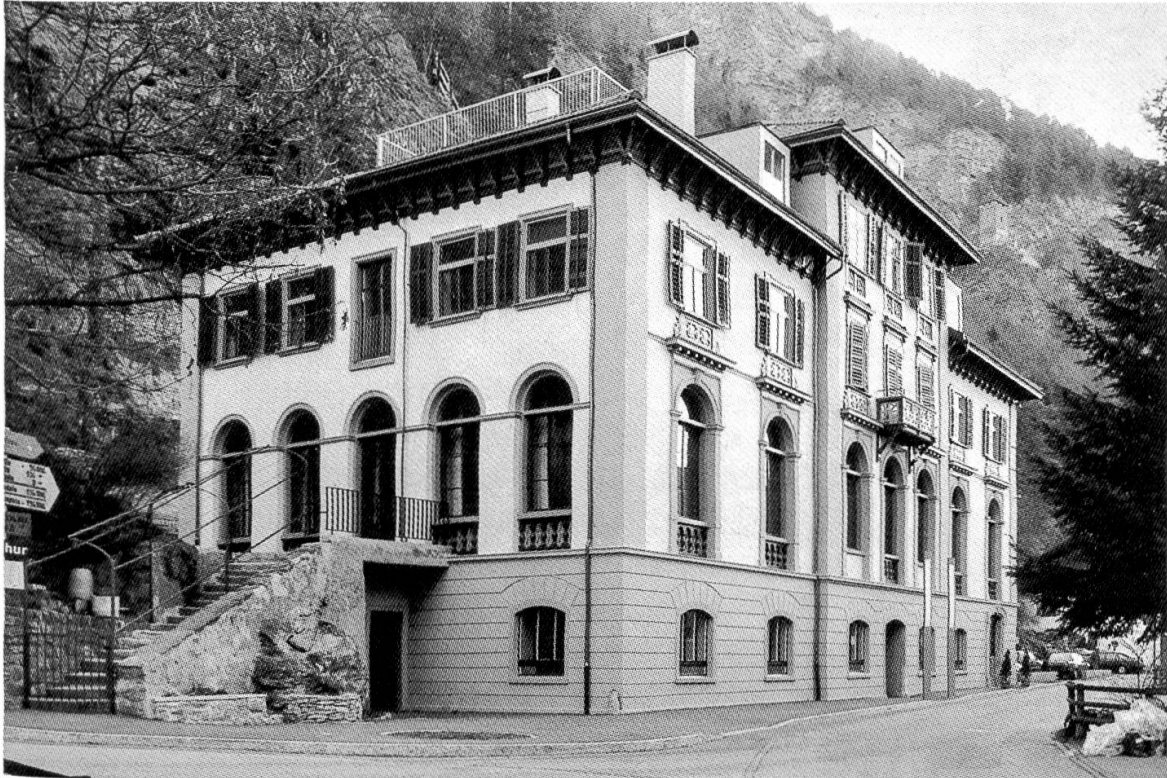


Abb.17b: Nachzustand 1995.



Abb.18: Der restaurierte Kursaal.



Abb. 19: Der Mittelrisalit der Westfassade mit neuem Eingang.

- Der Kursaal, die weiteren Gesellschaftsräume, das schöne alte Treppenhaus und die Eingangshalle bleiben bestehen und werden restauriert. Um das grosse Volumen optimal erschliessen zu können, werden eine zweite Treppe und ein Lift gebraucht. Diese sind, wie alle anderen neuen Teile übrigens auch, in der heutigen Architektursprache gestaltet.

\*

Das Resultat kann sich mehr als nur sehen lassen. Das alte Kurhaus bildet wieder das Zentrum Rothenbrunnens. Mit grossem Aufwand, viel Geduld (zwischen-durch auch einmal etwas Ungeduld), Interesse und nicht zuletzt Liebe zur Sache wurde hier ein wertvolles Stück 19. Jahrhundert für die nächsten Generationen erhalten.

Wenn es auch Freude macht, von einem gelungenen Fall berichten zu können, die Frage, was mit den vielen gefährdeten, aber wertvollen Bauten dieser Kategorie geschehen soll, wird dadurch nur zum Teil beantwortet.

Wir hoffen, dass diesem Beispiel andere folgen werden, damit an solchen Problemen mit Mut und Phantasie gearbeitet werden kann. Wir danken Andreas Marugg und seiner Familie für den grossen Einsatz nicht nur für die Errettung eines Bauwerkes, sondern auch für die Erhaltung eines wichtigen Stücks Dorfgeschichte.

*Thomas F. Meyer*



## Hotel u. Kurhaus Rothenbrunnen

Kanton Graubünden - Station der Rhätischen Bahn



### Altberühmtes Mineralbad

□ □ 620 Meter über dem Meeresspiegel □ □





# Bad Rothenbrunnen.

## Graubünden, Domleschgertal, 2067' ü. M.

### Jodhaltiger lauer Eisensäuerling von 165 C.

**Gröffnung am 15. Juni.**

**Bade- und Trinkkur.** — Die überaus reiche Quelle erfreut sich in Folge ihres Gehaltes an Eisen und Jod schon seit Jahrhunderten eines hervorragenden Rufes, namentlich in allen denjenigen Krankheitsformen, die auf anämische Konstitution, auf scrophulöse und rhachitische Anlage zurückzuführen sind, wie Schwächezustände und die mannigfachen Erscheinungen retardirter Entwicklung des ersten Kindesalters (mangelhafte Zahn- und Knochenbildung, lang verzögertes Gehen- und Sprechenlernen), Wirkung gegen Kröpfe, chronische Catarrhe, pleuritische Residuen, atonische Fußgeschwüre, Bleichsucht und gichtisch-rheumatische Beschwerden.

Für jede weitere Auskunft und Prospekte wende man sich an den Besitzer  
Hauptm. **J. Buehli.**

2732

Abb. 20a, 20b, 20c: Verschiedenes Werbematerial aus der Zeit des Badbetriebs.



## Alpbauten in Graubünden<sup>1</sup>: Die mobile Sennhütte auf der Alp Pazzola<sup>2</sup>

In Verbindung mit dem Stafelneubau auf der Alp Pazzola, Gemeinde Medel/Lucmagn, konnte im Jahr 1995 eine aussergewöhnliche Alpform planlich und fotografisch dokumentiert werden. Der erwähnte Alptyp war früher auf den Kuhalpen der Surselva offenbar sehr verbreitet. Es handelt sich um einen sogenannten Rückstafel, ein Alpsäss mit einer mobilen Sennhütte (*Abb. 22*), oft mit einem permanenten Käsekeller sowie einem nur selten verlegten Schweinestall (*Abb. 23*).

In den Alpentälern mit Holzbautradition waren Bauverlegungen früher keine Seltenheit, da die Holzkonstruktionen leicht zerlegt werden konnten. Obwohl manche Baute mehrmals gezügelt wurde, galt sie jedoch nicht als mobil. Die Mobilität auf der Alp Pazzola gehört hingegen zur Bauidee der zweiräumigen Sennerei und wurde in regelmässigen Abständen von zwei bis drei Jahren durch die Bauern in die Tat umgesetzt<sup>3</sup>. Die Verlegungsdistanz betrug nicht mehr als einige hundert Meter und richtete sich nach dem Standort der permanenten, weit verstreuten Hüttengrundmauern. Der 1995 rekonstruierte Fundamentplan der Alp Pazzola (*Abb. 21*) weist insgesamt 47 mit Steinen untermauerte Grundrisse in einem Umkreis von 500 bis 800 Metern auf. Die Alpfundamente weichen masslich nur unwesentlich voneinander ab. Sie bestehen immer aus zwei Raumbereichen. Eine kurze Rampe mit Schwellstein signalisiert den Zugang zum Sennbereich mit rundgefügtter Feuerstelle. Der hintere Bereich ist leicht erhöht und war zur Aufbewahrung der Milch von der Sennerei getrennt.

<sup>1</sup> Auf Seite 9 im zweiten Band der Bauernhäuser hat Simonett das historische Baugeschehen auf den Bündner Alpen in geraffter Form wiedergegeben, ohne jedoch die hier besprochene Rückalp zu erwähnen. Von den beiden Stafeln der Fideriser Alp Duranna ist im Bündner Monatsblatt 3/1989 eine höchst reizvolle Bestandesaufnahme mit geschichtlichen und alpwirtschaftlichen Notizen veröffentlicht worden. Die beiden Alpsässe auf Contenser Territorium wurden zwar genossenschaftlich betrieben, zeigen jedoch zwei altersmässig und baulich unterschiedliche Alpbauformen. Das im Jahre 1836 nach einem Brand wiederhergestellte Dörfchen des Untersässes ist eine eigentumsrechtlich gemischte und entstehungsgeschichtlich ältere Alpform und besteht aus 24 privaten Viehschermen, zwei genossenschaftlichen Alphütten und einem Schweinestall. Auf dem Obersäss wurden im Jahr 1876 mit staatlicher Hilfe ein zwölfteiliger Alpstall und eine Doppelhütte erstellt.

Die Alp Champatsch im Münstertal, heute im Freilichtmuseum Ballenberg ausgestellt, war ebenfalls genossenschaftlich organisiert. Sie gehört zum Typus der Engadiner und Münstertaler Alpsässe, bestehend aus gemauerter Sennhütte mit Sennerei, Stube und zwei Kellern und aus einem stallähnlichen, jedoch offenen Melkunterstand samt Schweinestall. Die Alphütte von Champatsch ist 1826 datiert. Die an einem für einen Alpsäss sonderlichen Platz im Freilichtmuseum Ballenberg originalgetreu wieder aufgebauten Gebäude sind in den Alpwirtschaftlichen Monatsblättern 3/1989 dokumentiert.

<sup>2</sup> Eine ausführliche Darstellung über Geschichte, Organisation und Bewirtschaftung gibt Antje Schiffer: Die Alp Pazzola in Val Medel, Hohenheim 1992.

<sup>3</sup> Robert Krucker in: Maeder Herbert und Kruker Robert, Hirten und Herden, Alpkultur in der Schweiz, Olten 1983, notiert auf S. 124 folgende Gedanken zur Baumobilität: «Die Sennhütte der Alp Naustgel im Val Somvitg wurde alle paar Jahre um einige hundert Meter versetzt. Auf diese Weise verteilte sich einerseits der auf dem Melkplatz vor der Hütte konzentriert anfallende Dünger, und andererseits wurde die Überdüngung und Verunkrautung des Stafelplatzes vermieden.»

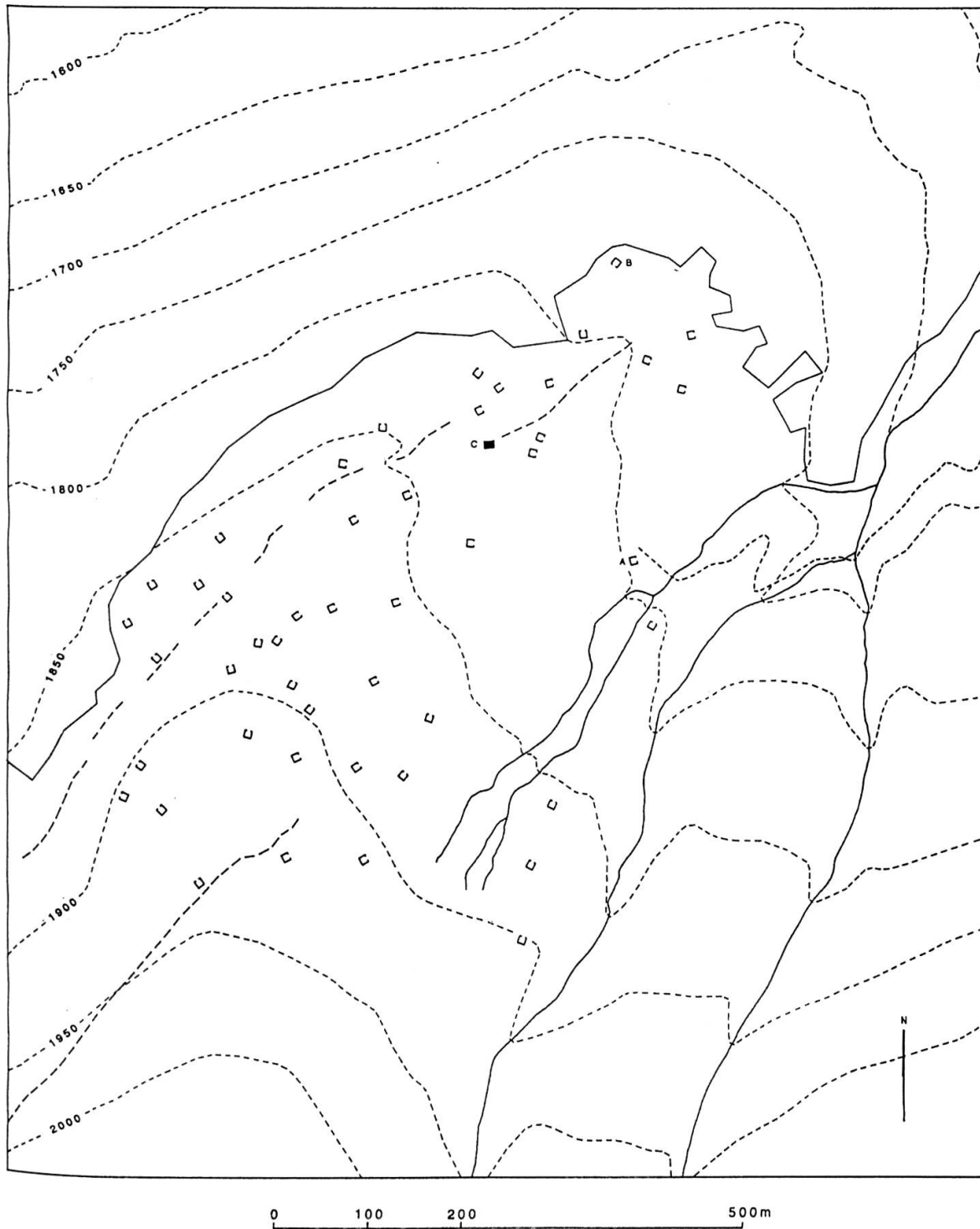


Abb. 21: Fundamentplan der Alp Pazzola. Aufgenommen 1995 durch Bruno Thoma.

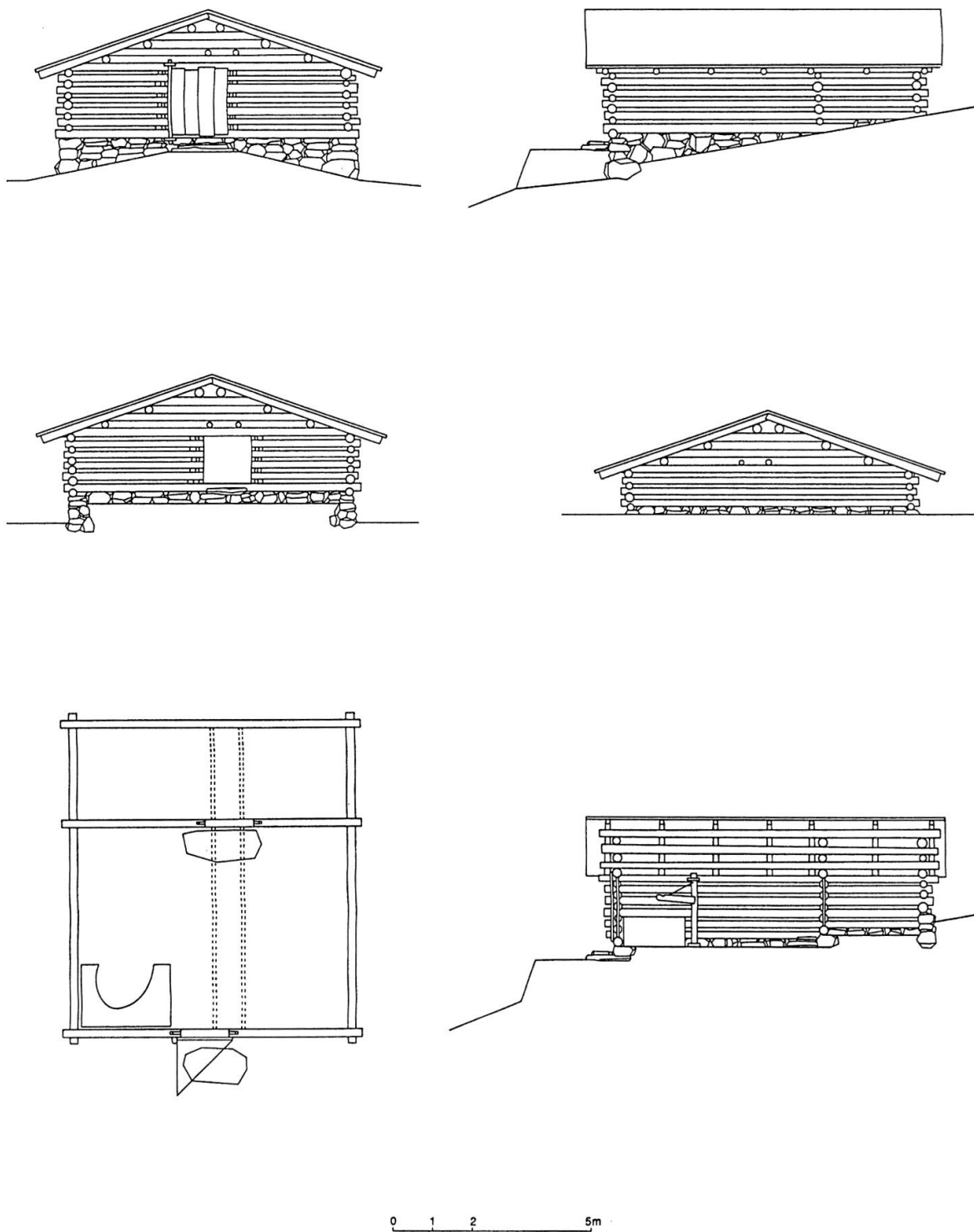
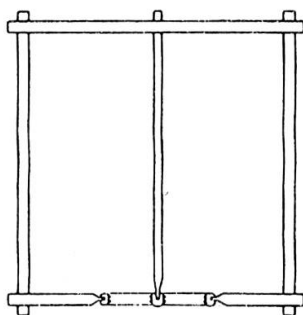
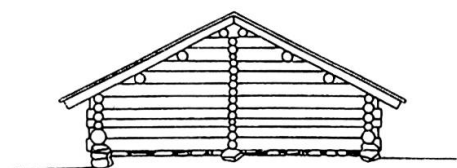


Abb. 22: Mobile Sennhütte nach Fotos und Felderhebungen 1995 von Bruno Thoma rekonstruiert.



0 1 2 5m

Abb. 23: Schweinestall, Grundrissaufnahme auf der Basis der Überreste vor Ort, Fassaden nach Fotos.



Meines Wissens ist in Graubünden die mobile Sennhütte als Bauform seit rund 10 Jahren verschwunden. In der Alpliteratur<sup>4</sup> sind wenige Beispiele beschrieben und fotografisch dokumentiert. Die fragliche Hütte war ein eingeschossiger, aus runden Balken offen gewetteter Blockbau mit schindelbedecktem Pfettendach. Die Ausstattung der beiden Räume hat Scheuermeier um 1945 zeichnerisch festgehalten (Abb. 4): Feuerstelle links oder rechts vom Eingang, Schottenrinne für die Schweinemästung, Tropfbrett, Tisch, Schemel und Wandkasten. Die Milch wurde im hinteren Raum in aufgeschichteten Gebsen aufbewahrt. Hingegen wurde der Käse zusammen mit der Milch und dem Zieger häufig in einem besonderen, an einem geeigneten Ort stehenden Steinhäuschen untergebracht und dort bis zur Reife gelagert.<sup>5</sup> Der alte Käsekeller auf der Alp Pazzola wurde 1994 durch einen zweigeschossigen, atypischen Neubau ersetzt.

Raumeinteilung und Ausstattung werden von den «archäologischen Befunden» auf der Alp Pazzola vollumfänglich bestätigt. Sennerei und Keller waren nicht befenstert. Das Licht drang durch die offene Wandkonstruktion, der Rauch konnte auch ohne Kamin aus dem Raum entweichen. An der Aussenfassade schützten vertikal angebrachte Bretter die dem Wind exponierte Ecke. Vor der Verlegung wurde die Hütte in ihre gekennzeichneten Einzelteile zerlegt. Zurück blieben die regelmässigen Steinreihen entlang der Aussenwände, dazu der festgetretene Erdboden beider Räume, die trocken gemauerte Feuerstelle und die beiden Steinschwellen in Übereinstimmung mit den einzigen Türen. Auf den Kuhalpen der unteren Surselva wurden laut mündlicher Überlieferung manchmal auch die Herd- und Fundamentsteine an den neuen Standort getragen.

Die Kartographen der eidgenössischen Landestopographie haben die Migration der Alphütte von Pazzola zwischen 1857 und 1990 in regelmässigen Abständen festgehalten. Auf der Landeskarte von 1973 erscheinen neben den damals bestehenden Alpbauten auch die ersten, mit einem Ruinensymbol markierten Hüttengrundamente. Die Abbildung 1 zeigt die auf dem Übersichtsplan von 1990 kartierten «Ruinen» neben den im Feld zusätzlich erhobenen und mit einem Kreuz markierten Hüttengrundrissen.

<sup>4</sup> Die Rückalp ist im Buch von Richard Weiss über das Alpwesen Graubündens auf Seite 83 im Kapitel über das Düngen als scheinbar dem Oberland eigentümliches System erwähnt. Die Dorfordnung von Scheid aus dem Jahr 1616 schrieb vor, die Hütten von Bargis seien jährlich zu rücken. Weiterführende Angaben sind bei Paul Scheuermeier: Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz, Zürich 1945, S. 14 und Bilder 24–30 zu finden.

<sup>5</sup> Scheuermeier: Bauernwerk, S. 15, Bild 30.

Die mündliche Rekonstruktion des Rückzyklus auf den Kuhalpen ist lückenhaft geblieben. Die Schriftlichkeit ist in der Surselva auch bezüglich Dorfordinungen sehr dürftig. Hingegen schrieben die Alpordnungen Mittelbündens zumindest im 17. Jh. den Jahres-, beziehungsweise den Zweijahresturnus der Verlegung vor. Abweichungen waren vermutlich die Regel. Die 47 dokumentierten Baustandorte auf der Alp Pazzola konnten nicht mit Sicherheit in zeitlich gestaffelte Baugenerationen eingeteilt werden. Kleine Abweichungen der Grundrissform und die örtliche Dichte der Standorte deuten jedoch daraufhin. Die Annahme, die Hütte sei nach zwanzig bis dreissig Jahren an ihren Ausgangsort zurückgekehrt, bleibt also unbestätigt.

*Diego Giovanoli*

### *I. Käsererei*

- 1 Holzhaufen
- 2 Platz, wo die Milch gewogen wird
- 3 Milchwaage
- 4 Tisch
- 5 Bank
- 6 Drehbutterfass
- 7 Kochherd
- 8 Ummauerter Herd für den Käsekessel
- 9 Käsekessel
- 10 «Turner»
- 11 Grosser Trog für die Schotte; darüber:
- 12 Käsetropfbrett; darauf:
- 13 Käsereif
- 14 Ziegerkübel
- 15 Wandgesimse, auf denen die Ziegerstöcke geräuchert werden
- 16 Säurefässchen
- 17 Zwei parallele Balken, die in Reichweite über den Köpfen durch die ganze Hütte laufen, und auf die man die sauberen Gebsen aufrecht stellt

### *II. Milchkeller*

- 18 Aufgeschichtete Gebsen voll Milch
- 19 Holztröge vor der Sennhütte, in die durch einen Ablauf die Schotte aus dem Schottentrog rinnt zur Fütterung der Schweine

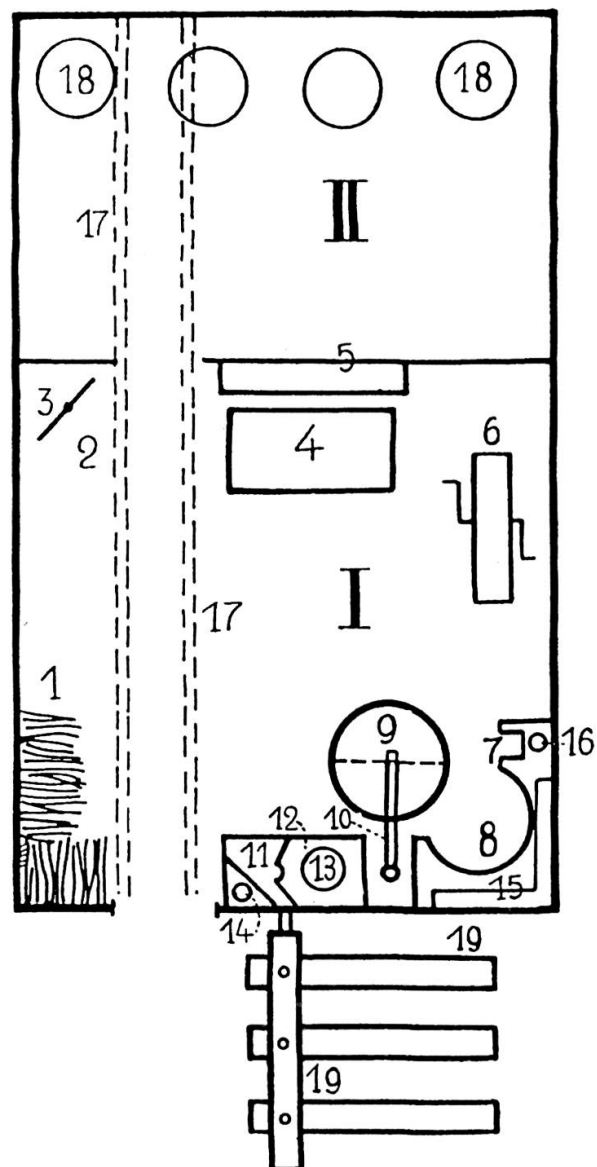


Abb. 24: Grundriss der alten Hütte auf Alp Quader, Breil/Brigels; nach Scheuermeier 1945, S. 14.

## Bauuntersuchung, Dendrochronologie und Baudokumentation

Die Bauforschungsequipe der Kantonalen Denkmalpflege befasst sich zunehmend mit der Dokumentation abbruchgefährdeter Bauten im ganzen Kantonsgebiet. Es sind dies Objekte, die kaum noch bewohnbar und durch Vernachlässigung der notwendigen Unterhaltsarbeiten dem Zerfall preisgegeben wurden. Diese Häuser sind meist in einem derart desolaten Zustand, dass sie für die Umwelt zum Ärgernis und für die Besitzer zur Belastung werden. In dieser Situation erscheint dann der Abbruch des Objektes oft die einzige und einfachste Lösung zu sein. Mit einem Schlag entledigt man sich so der unerfreulichen Situation, und es kann ohne Rücksicht auf die alte Bausubstanz neu geplant werden.

Mit den Methoden der Bauforschung (Bauaufnahme, Bauanalyse) versuchen wir bei derartigen Objekten, den drohenden Abbruch noch zu verhindern. Die Untersuchungen erlauben eine Rekonstruktion der baulichen Entwicklung des Gebäudes; meist enthalten diese Bauten Befunde verschiedener Zeitstellung. Gerade bei bäuerlichen Wohnbauten in Holzbauweise ermöglicht die Dendrochronologie (Jahrringanalyse) eine Datierung der verschiedenen Bauphasen. Dabei ist es immer wieder erstaunlich, wie im Laufe der Jahrhunderte bei baulichen Veränderungen alte Bausubstanz nach Möglichkeit erhalten wurde. Es fehlten meist die Mittel für grössere Veränderungen. Allein diesem Umstand ist zu verdanken, dass diese Bauten bis in unsere Tage erhalten blieben.

### *Cumbel, Haus Nr. 12*

Das stattliche Doppelwohnhaus unterhalb der Kirche ist im Besitz der Gemeinde. Der heutige Bau in Strickbauweise dürfte im 18. oder anfangs des 19. Jh. auf den Grundmauern eines kleineren Vorgängerbaus errichtet worden sein. Im Siedlungsinventar der Gemeinde ist das Gebäude als schützenswert eingestuft (*Abb. 25*).

Mit einer Bauaufnahme des Gebäudes und einer Machbarkeitsstudie wurde versucht, diesen markanten Baukörper zu erhalten. Unser Vorschlag zur Erhaltung des Hauses unterlag an einer Gemeindeversammlung deutlich. An Stelle des Doppelwohnhauses soll ein neuer Dorfplatz realisiert werden.

### *Sta. Maria i. M., Hof Cha Pazeller*

Nordwestlich oberhalb von Sta. Maria im Münstertal liegt auf einer Höhe von ca. 1750 m ü. M. der Hof «Cha Pazeller» (*Abb. 26*). Der vorgesehene Abbruch des Gebäudes ausserhalb der Bauzone veranlasste uns, das Haus aufzunehmen und näher zu untersuchen. Die Bauanalyse zeigte, dass die ältesten Bauteile Anfang des 16. Jh., wohl im Zusammenhang mit der Neuansiedlung von Walsern, entstanden



Abb. 25: Cumbel, Haus Nr. 12  
An Stelle des stattlichen Doppelwohnhauses ist ein neuer Dorfplatz geplant.



Abb. 26: Sta. Maria i. M., Hof «Cha Pazeller»  
Das Haus ausserhalb der Bauzone soll durch einem Neubau ersetzt werden.



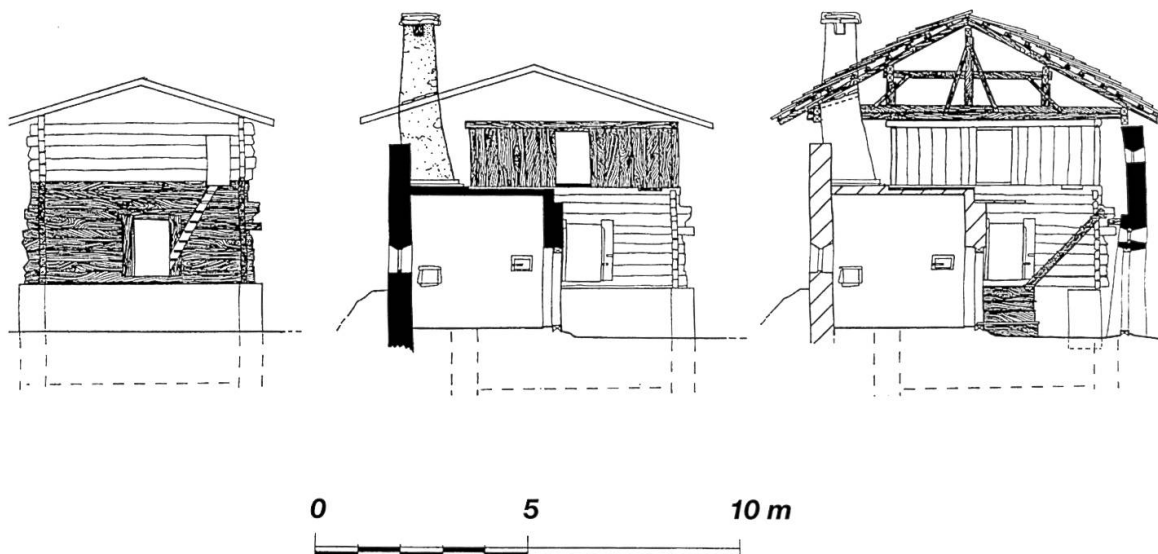


Abb. 27: Sta. Maria i. M., Hof «Cha Pazeller»  
Im bestehenden Haus sind drei verschiedene Bauphasen erhalten.  
Rekonstruktionszeichnung DPG

sind. Die Strickstube aus Arvenholz ist im heutigen Bau noch erhalten, die dendrochronologische Untersuchung ergab ein mögliches Fälldatum der Bauhölzer im Jahr 1512.

Danach wurde das Haus um 1700 durch den Anbau eines überwölbten Feuerhauses (Küche) erweitert. In dieser Umbauphase liess man die Stube des Vorgängerbaus bestehen, im Obergeschoss baute man eine grössere Schlafkammer ein.

Die Dachform dieser Umbauphase liess sich am grossen Kamin des Feuerhauses (cha da fö) nachweisen.

Der bestehende Dachstuhl wurde 1822 im Zusammenhang mit einer Erweiterung des Hauses gegen Westen neu aufgesetzt. Die sorgfältige Zimmermannsarbeit zeigt Einflüsse aus dem nahegelegenen Vinschgau (Abb. 27).

Ein letzter Umbau ist auf Grund zweier Jahrzahlen am Bau 1861 datiert. In dieser jüngsten Umbauphase lässt sich eine Aufteilung des doch recht kleinen Hauses in zwei Wohneinheiten feststellen. Der in der gleichen Phase südlich angebaute Stall wurde ebenfalls als Doppelstall gebaut.

Das Besondere an diesem Objekt ist, wie bei den jeweiligen Umbauten das Bestehende soweit wie möglich erhalten wurde, sodass im heutigen Bau noch wesentliche Bauteile der älteren Phasen erhalten sind. Diese Grundhaltung zeugt von der über Jahrhunderte herrschenden Armut auf dem Hof hoch über dem Tal.

Mit dem Wissen um die baugeschichtliche Entwicklung des Objektes wäre es in diesem Fall möglich gewesen, das Haus in der bestehenden Form nochmals den veränderten Bedürfnissen der Besitzer (Wochenendhaus) anzupassen. Stattdessen wird das Haus ungeachtet des nachweislichen Kulturverlustes abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt.



Abb. 28: Malans, «altes Rathaus». Ansicht von Nord-Osten.  
Zeichnung Joh. Rudolf Rahn, dat. 1906

### *Malans, Altes Rathaus*

Eine erste Erwähnung eines Rathauses in Malans findet sich bereits 1512. Dieses befand sich damals unterhalb der Kirche, die Bezeichnung «Altes Rathaus» hat sich im Volksmund bis heute erhalten. 1609 wird in Malans das heutige Rathaus neu gebaut, das alte Rathaus dürfte in seiner spätgotischen Form noch bis 1622 weiterbestanden haben. Während den Bündner Wirren wurde Malans am 29. August 1622 durch Baldirons Leute auf dem Weg durchs Prättigau nach Maienfeld in Brand gesteckt. Bis auf wenige Ausnahmen wurde damals das ganze Dorf bis auf die Grundmauern zerstört. Vom «Alten Rathaus» blieben auch nur die beiden massiv gemauerten unteren Geschosse erhalten, die Ratstube, welche sich wohl im Obergeschoss befand, ging dabei verloren.

Nach dem Brand von 1622 setzte man über den beiden erhalten gebliebenen Geschossen einen neuen Strickteil auf. Zwei nebeneinander liegende Stuben deuten darauf hin, dass das Haus beim Wiederaufbau als Doppelwohnhaus ausgebaut wurde. Die dendrochronologische Untersuchung der im heutigen Bau noch erhaltenen Hölzer ergab ein Fälldatum im Jahr 1625, zudem findet sich die Jahrzahl 1627 am Bau. Der Wiederaufbau des Hauses erfolgte somit wenige Jahre nach dem Brand.

1906 zeichnete Johann Rudolf Rahn auf einer seiner zahlreichen Wanderungen das «Alte Rathaus» in Malans in einer Ansicht von Nord-Osten (Abb. 28). Rahn

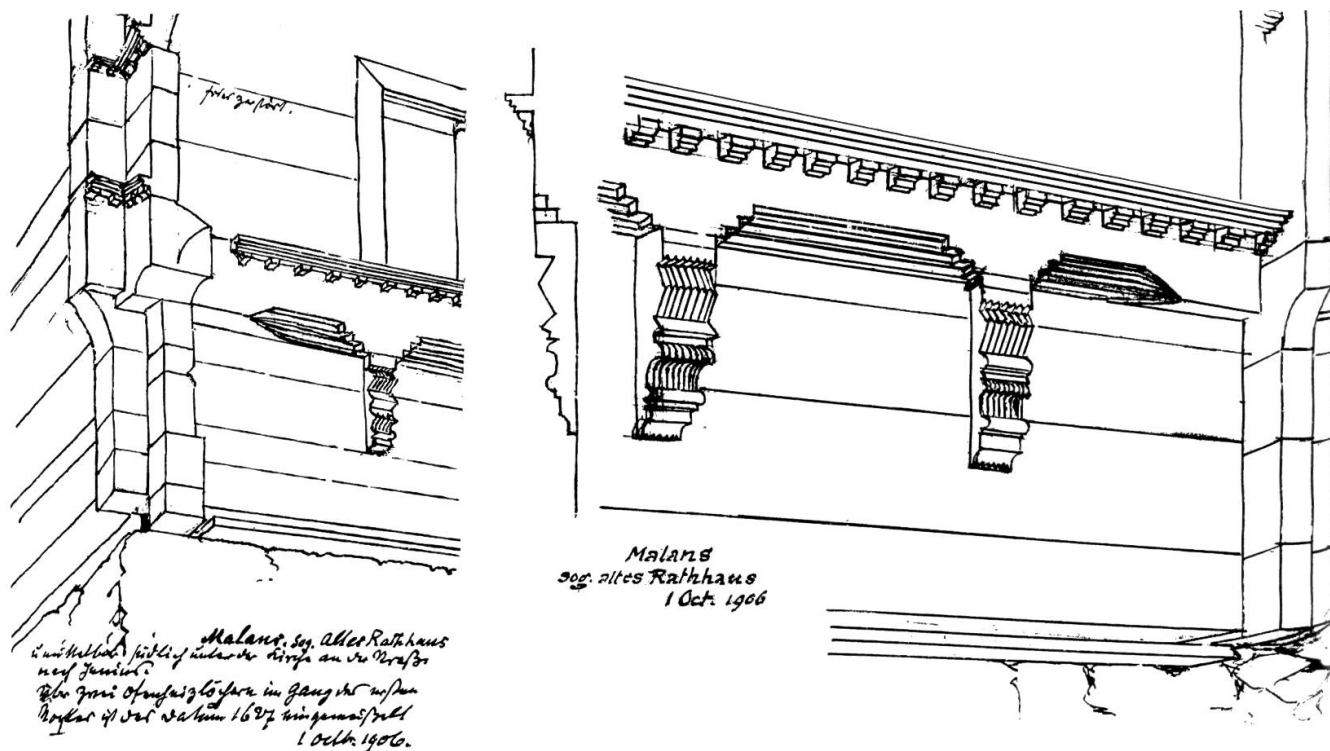


Abb. 29: Malans, «altes Rathaus»  
 Detailskizzen des reich geschnitzten Strickteils.  
 Aus Skizzenheft J. R. Rahn

lebte von 1841–1912, war Professor für Kunstgeschichte und ein hervorragender Zeichner. In einer Epoche sozialer Umgestaltung, technischen Aufschwungs und «wahrer Orgien der Bauwut» (nach seinen Worten), öffnete er Lesern und Zuhörern die Augen für die Werte der Vergangenheit. Oft gelang es ihm, in letzter Minute ein historisches Bauwerk zu zeichnen, bevor es abgerissen wurde.

Die Zeichnung Rahns zeigt das «Alte Rathaus» in der Bauform des Wiederaufbaus von 1627. Dabei muss ihn vor allem der reich geschnitzte Strickteil fasziniert haben, zeichnete er doch davon zwei Detailzeichnungen in sein Skizzenheft (Abb. 29). Dieser historisch wertvolle Strickteil verbirgt sich heute hinter einer neuzeitlichen Eternitverkleidung. Das Haus ist seit mehreren Jahren unbewohnt und dem Zerfall preisgegeben.

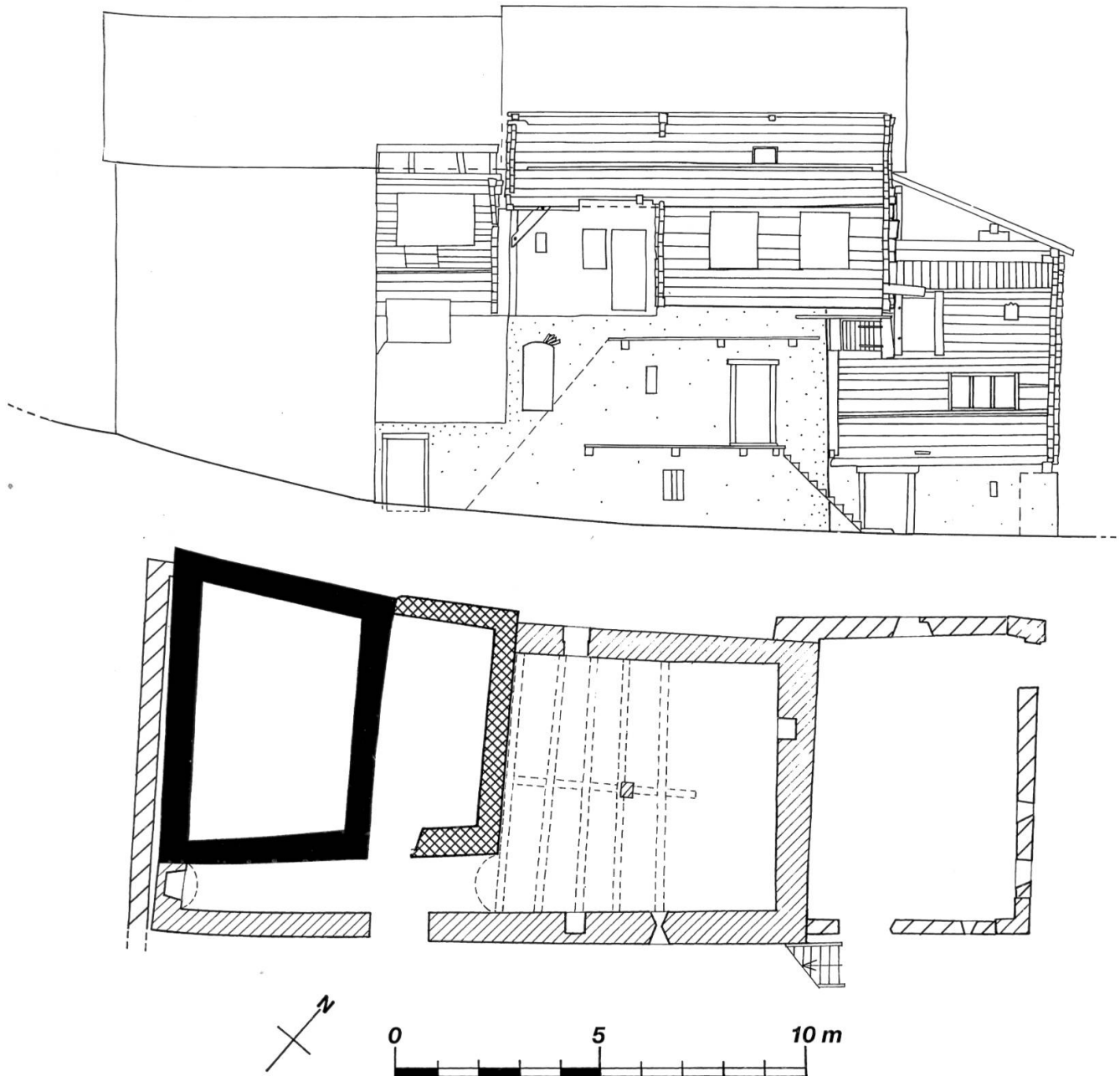
#### Untervaz, Kronengasse 121/122

Im Zusammenhang mit der Erstellung eines Siedlungsinventars im Dorfgebiet Untervaz konnte der Bauernhauskomplex an der Kronengasse 121/122 näher untersucht und dokumentiert werden. Dabei liess sich eine beispielhafte Abfolge bäuerlicher Wohnbauten vom 13. Jh. bis in die Neuzeit nachweisen (Abb. 30 und 31).

Abb. 30: Untervaz, Kronengasse 121/122.  
Dieses Untervazer Bauernhaus  
weist eine beispielhafte bauliche  
Entwicklung auf.



Abb. 31: Untervaz, Kronengasse 121/122.  
Bauphasenplan, Grundriss und  
Ansicht von Süden.  
Zeichnung DPG





Die ältesten Baureste finden sich im Westteil des Hauses nahe der Kronengasse. Dort ist der massiv gemauerte Unterbau eines lediglich einraumgrossen «Saalhauses» erhalten geblieben. Das erhaltene Mauerwerk mit «opus spicatum» dürfte im 13. Jh. erbaut worden sein (Abb. 32). Spuren an diesem ältesten Mauerwerk zeugen von einem Brand, durch welchen der hölzerne Oberbau zerstört wurde. Derartige noch erhaltene Fundamente ältester bauerlicher Wohnbauten konnten im Dorfkern verschiedentlich beobachtet werden (Abb. 34).

Nach diesem Brand werden die Grundmauern des ältesten Hauses übernommen und durch den Anbau eines zweiten Erdgeschossraumes gegen Osten erweitert. Auch zu dieser zweiten Bauphase des 14. Jh. ist der entsprechende Holzaufbau nicht mehr erhalten (Abb. 35).

Etwa Mitte des 15. Jahrhunderts wird östlich des bestehenden Hauses ein neuer Hausteil angefügt. Die beiden unteren Stockwerke dieses turmartigen Gebäudes enthalten zwei übereinanderliegende Holzpfeiler mit Sattelholz als Mittelabstützung der Balkenlagen (Abb. 33). Derartige frei im Raum stehende Stützen findet man vereinzelt noch in Churer Bürgerhäusern der Wiederaufbauphase nach dem

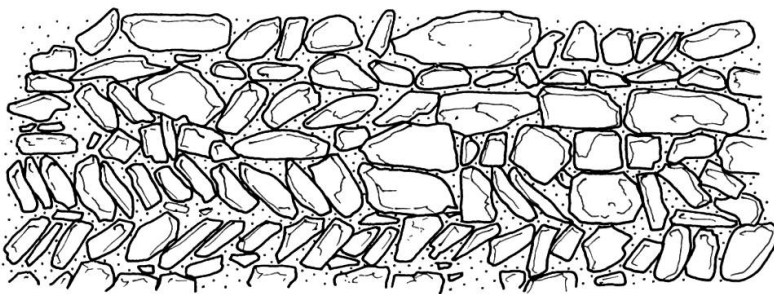


Abb. 32:  
Untervaz, Kronengasse  
121/122  
Mauerwerk mit «opus  
spicatum», 13. Jh.  
Zeichnung DPG

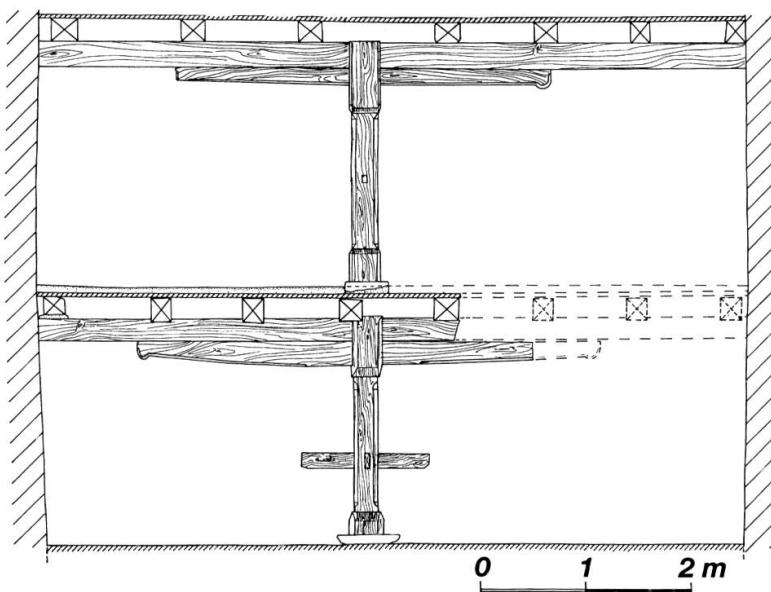


Abb. 33:  
Untervaz, Kronengasse  
121/122  
Holzpfeiler mit Sattel-  
holz, über 2 Geschosse  
erhalten  
Zeichnung DPG

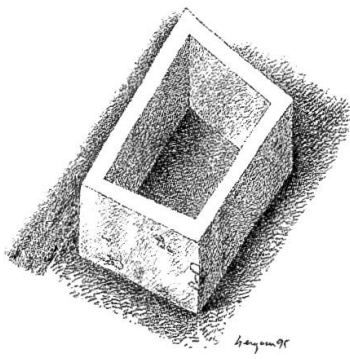


Abb. 34: Untervaz, Kronengasse 121/122  
Rekonstruktion Phase 1, 13. Jh.  
Zeichnung H. Zombory

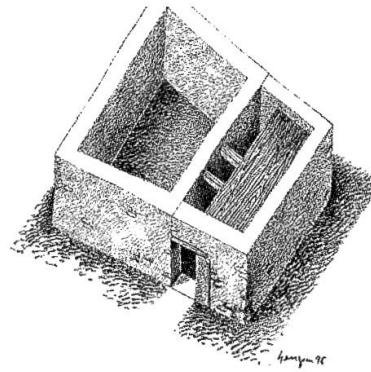


Abb. 35: Untervaz, Kronengasse 121/122  
Rekonstruktion Phase 2, 14. Jh.  
Zeichnung H. Zombory

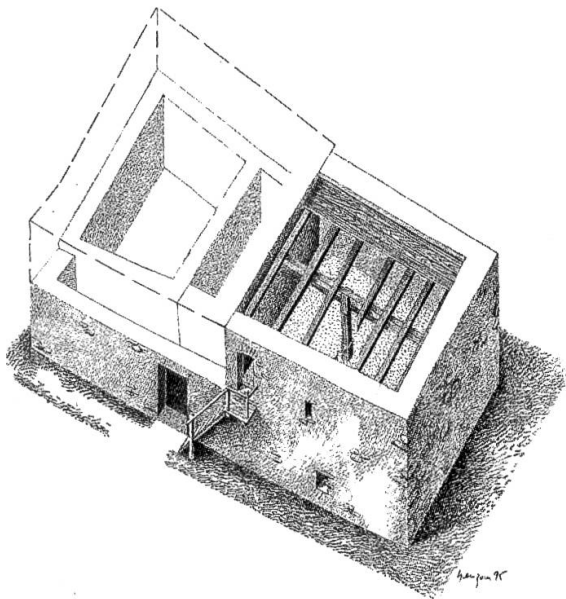


Abb. 36: Untervaz, Kronengasse 121/122  
Rekonstruktion Phase 3, um 1453.  
Zeichnung H. Zombory

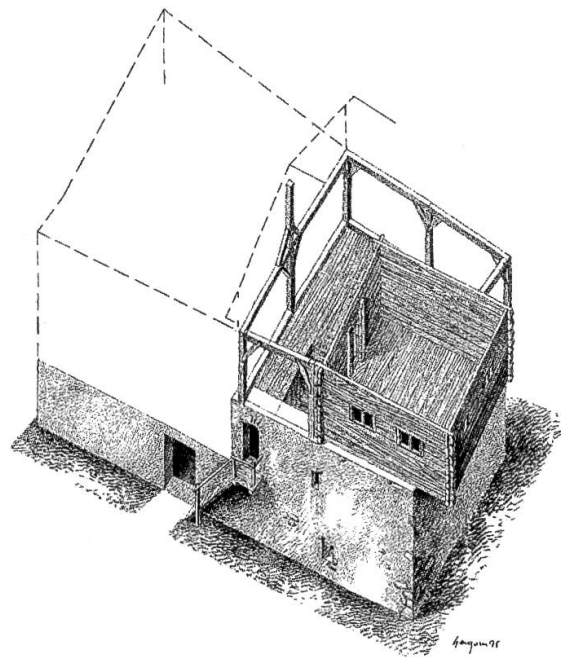


Abb. 37: Untervaz, Kronengasse 121/122  
Rekonstruktion Phase 4, um 1504.  
Zeichnung H. Zombory

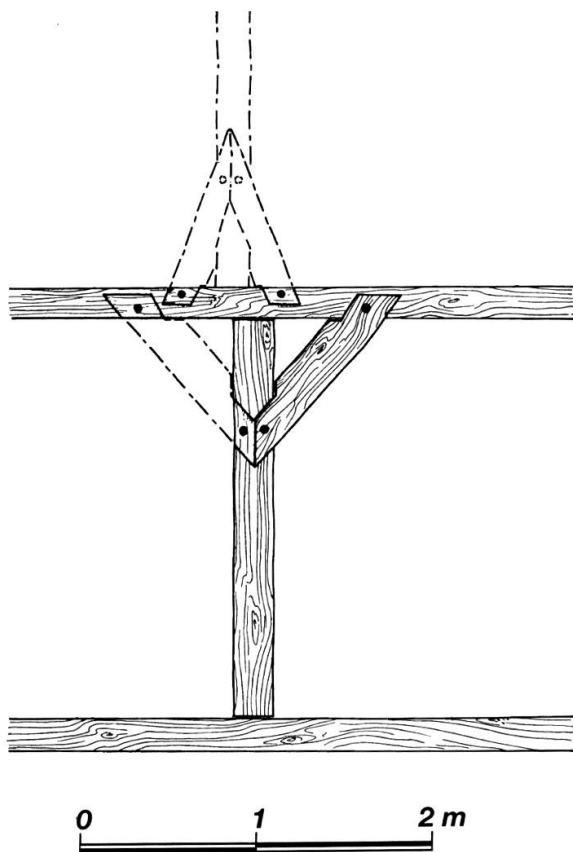


Abb. 38: Untervaz, Kronengasse 121/122  
Detail Ständerkonstruktion.  
Zeichnung DPG

grossen Stadtbrand von 1464. Die dendrochronologische Untersuchung der Untervazer Hölzer ergab ein mögliches Fälldatum im Jahr 1453. Der Hocheingang zu diesem neuen Hausteil lag in der Südwand des 1. Obergeschosses und war über eine Aussentreppe zu erreichen. Das Eingangsgeschoss war mit einem Kalkmörtelboden ausgestattet, die schmalen Scharfenfenster mit innerer Sitznische erinnern noch stark an die Burgenbautradition (Abb. 36).

Die nicht mehr vorhandenen oberen Geschosse zu diesem turmartigen Bau aus der Mitte des 15. Jh. wurden Anfang des 16. Jh. abgebrochen. An deren Stelle wurde neu eine gegen Osten vorkragende Stube in Strickbauweise aufgesetzt; die West- und Nordwand zu diesem neu aufgesetzten 2. Obergeschoss baute man als Ständerkonstruktion (Abb. 37). Die nachweisbaren Negative von Bughölzern dieser Ständerkonstruktion beweisen, dass zu dieser Phase über der Stube ein Dachgeschoss mit einer Schlafkammer bestand (Abb. 38).

Dieses Dachgeschoss wurde jedoch bereits 1528 abgebrochen und durch eine neu aufgesetzte Strickkonstruktion zu einem Vollgeschoss ausgebaut (Abb. 39). Die dendrochronologische Untersuchung der Bauhölzer zu diesem neu aufgesetzten 3. Obergeschoss ergaben ein Fälldatum der Hölzer im Herbst/Winter 1528. In der Zeit zwischen 1450 und 1528 wird der östliche Hausteil in relativ kurzen Abständen durch Aufhöhungen den Bedürfnissen der Bewohner angepasst.

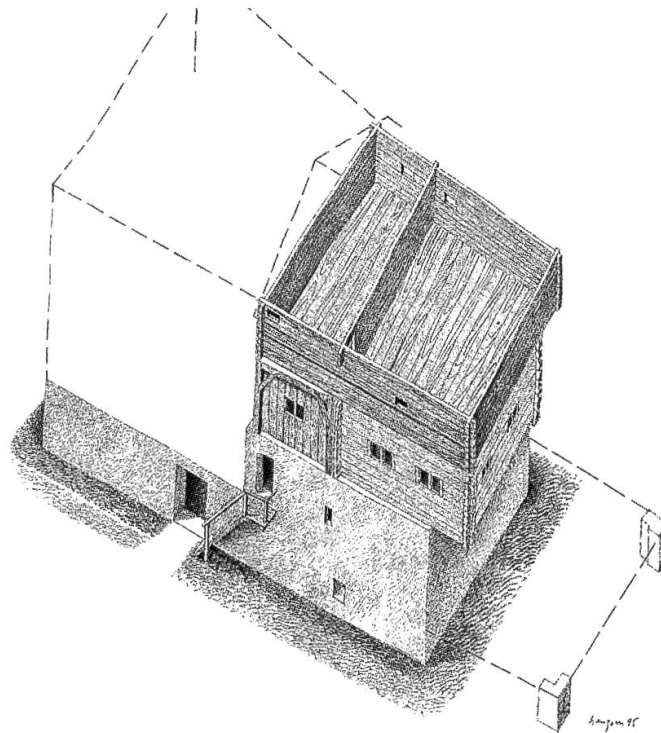


Abb. 39: Untervaz, Kronengasse 121/122. Rekonstruktion Phase 5, datiert 1528.  
Zeichnung H. Zombory

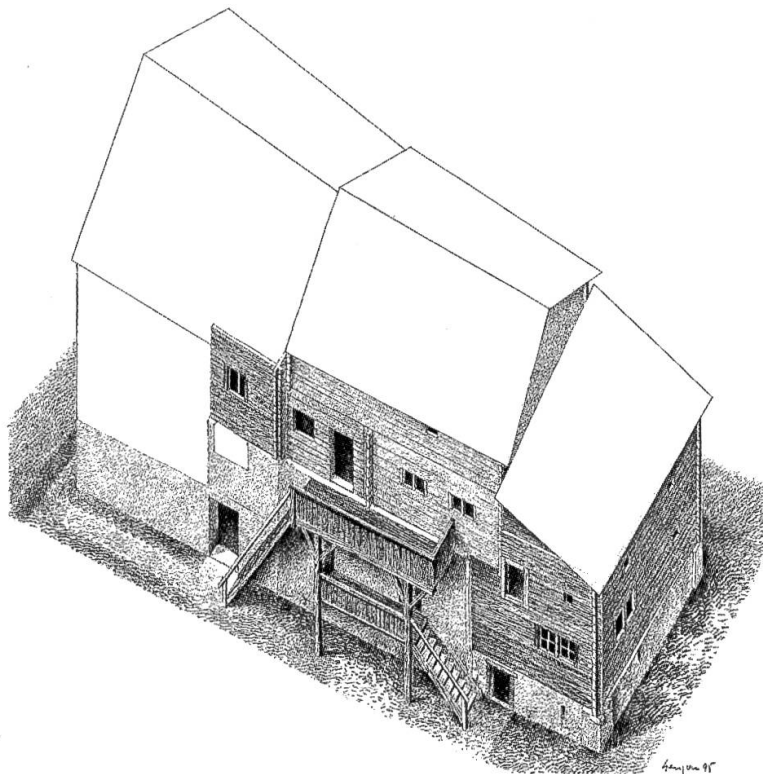


Abb. 40: Untervaz, Kronengasse 121/122. Rekonstruktion Phase 6, datiert 1713.  
Zeichnung H. Zombory

Im 18. Jahrhundert erfährt der bestehende Gebäudekomplex eine letzte Erweiterung der Grundrissfläche gegen Osten. Auf bestehenden Pfeilern eines abgebrochenen Anbaus wird ein zweigeschossiger Strickbau mit Stube und Nebenkammer im 1. OG und Kammern im 2. OG an das bestehende Haus angebaut (*Abb. 40*). Vom bestehenden Haus wird das 1. OG dem neuen Hausteil zugeschlagen. In der grossen Eingangshalle des Turmhauses aus der 2. Hälfte des 15. Jh. werden Küche, Spense und Räucherzimmer zu diesem neuen Hausteil eingerichtet. Die oberen Geschosse des bestehenden Hauses erschliesst nun neu eine Aussentreppe mit Laube. Die dendrochronologische Untersuchung des mit einem Zahnfries dekorierten Strickteils ergab ein Fälldatum der Bauhölzer im Jahr 1713.

Mit dem Wissen um die baugeschichtliche Entwicklung dieses Objektes erwächst natürlich auch der Wunsch nach dessen Erhaltung. Die ältesten Befunde des 13. und 14. Jahrhunderts sind von archäologischem Interesse und dokumentieren die Ursprünge bäuerlicher Wohnbauten. Bereits der turmförmige Hausteil aus der Mitte des 15. Jh. enthält jedoch formierte Bausubstanz aus dieser Zeit. Die verzierten Holzpfeiler und die dazugehörigen Balkenlagen sind noch kerngesund. Das gleiche gilt für die kurz nach 1500 aufgesetzte Strickstube im 2. OG (*Abb. 41*). Die zu dieser Phase gehörende Ständerkonstruktion liesse sich auf Grund der vorhandenen Negative rekonstruieren (*Abb. 42*). Auch die 1528 neu aufgesetzten Strickwände des 3. Obergeschosses liessen sich mit etwas gutem Willen weiterverwenden. Zusammen mit dem bestehenden Dach ergäbe dies ein Wohnhaus ganz spezieller Prägung, der jüngste Anbau von 1713 hätte dabei zu Gunsten des zentralen Wohnhauses abgebrochen werden können.

Derartige Überlegungen sind in diesem Falle jedoch überhaupt nicht gefragt. Die Planer haben ihr Neubauprojekt definiert, ohne die bestehende Bausubstanz auch nur annähernd zu kennen. Der einzige Grund, dass das Projekt nicht schon realisiert wurde, ist die Tatsache, dass für die geplanten Neubauwohnungen in der heutigen Wohnungsmarktlage keine Käufer gefunden werden können. Gerade dies sollte jedoch Anlass sein, sich auf die bestehenden Werte zurückzubedenken.





Abb. 41: Untervaz, Kronengasse 121/122  
Stube mit Balkendecke von 1504, Täfer von 1713, zuletzt als Werkstatt verwendet.



Abb. 42: Untervaz, Kronengasse 121/122  
Negativ Ständerkonstruktion, um 1504.

### *Fürstenau, Stoffelhaus*

Das Stoffelhaus in Fürstenau ist im Besitze der «Stiftung Talmuseum Domleschg». Diese plant in naher Zukunft die Restaurierung dieses stattlichen Hauses am Südostrand des ehemaligen Städtchens Fürstenau. Eine Voruntersuchung des Gebäudes hat aufgezeigt, dass dieses eine höchst interessante baugeschichtliche Entwicklung aufweist (*Abb. 43*).

Fürstenau wird urkundlich erstmals 1257 als bischöflicher Meierhof genannt; 1272 wird erstmals eine «Vesti» in Fürstenau erwähnt, was bedeutet, dass Fürstenau bereits damals über eine Ringmauer verfügte. Diese Stadtmauer konnte in der Nordwand des heutigen Hauses nachgewiesen werden. Das Mauerwerk der Stadtmauer weist Steinlagen mit «opus spicatum» auf (schräg gestellte Steinlagen), eine Mauerungstechnik, die auch an den ältesten Teilen der Stadtmauern von Chur und Maienfeld beobachtet werden konnte (*Abb. 44*).

Im 14. Jh. begegnet man wiederholt dem «Vorhof» der Burg Fürstenau, was nach damaligem Sprachgebrauch einer Vorburg gleichkommt. Bereits Erwin Poeschel vermutet diese Vorburg im heutigen Stoffelhaus. In den unteren Geschossen des Hauses sind noch Räume erhalten, welche auf Grund der massiven Mauerstärken, der schmalen Scharfenfenster und eines mit Fugenstrich verzierten «pietra-rasa»-Verputzes dieser Burgphase angehören könnten. Die dendrochronologische Untersuchung von Bauhölzern dieser Phase ergab eine Datierung zwischen 1396 und 1420. In dieser Zeit wurde ein Raum mit einer Jagdszene ausgemalt, eine der letzten noch erhaltenen profanen Malereien aus dieser Zeit im Kanton Graubünden.

Mitte des 16. Jh. erfuhr das Haus einen weiteren Umbau, der Eingang an der Nordseite trägt die Jahrzahl 1549. Im 17. oder Anfang des 18. Jh. wurde das Haus aussen neu verputzt und mit einer Sgraffito-Dekoration versehen. Am 27. Oktober 1742 wurde es durch einen Brand zerstört, bei welchem auch der grösste Teil des Städtchens in Flammen aufging. Noch im gleichen Jahr muss das heutige Dach über dem Haus neu aufgerichtet worden sein, denn die dendrochronologische Untersuchung des bestehenden Dachstuhles ergab ein Fälldatum der Hölzer im Herbst/Winter 1742/43. Ein letzter Umbau des Hauses erfolgte im 19. Jh.

Die für 1996 vorgesehene Restaurierung des Stoffelhauses gibt uns Gelegenheit, die Baugeschichte des Hauses eingehender zu untersuchen. Vor allem die Untersuchung der Aussenfassaden dürfte interessante Befunde zur Baugeschichte des Hauses zu Tage fördern. Erst nach Vorliegen der Untersuchungsergebnisse kann über die Neugestaltung der Fassaden entschieden werden.



Abb. 43: Fürstenuau, Stoffelhaus. Ansicht von Südosten.

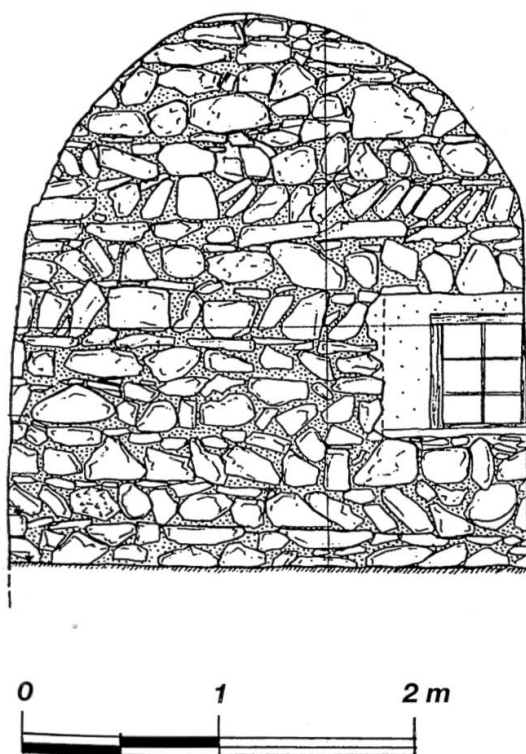


Abb. 44: Fürstenuau, Stoffelhaus  
Mauerwerk mit  
«opus spicatum»,  
Stadtmauer 13. Jh.  
Zeichnung DPG

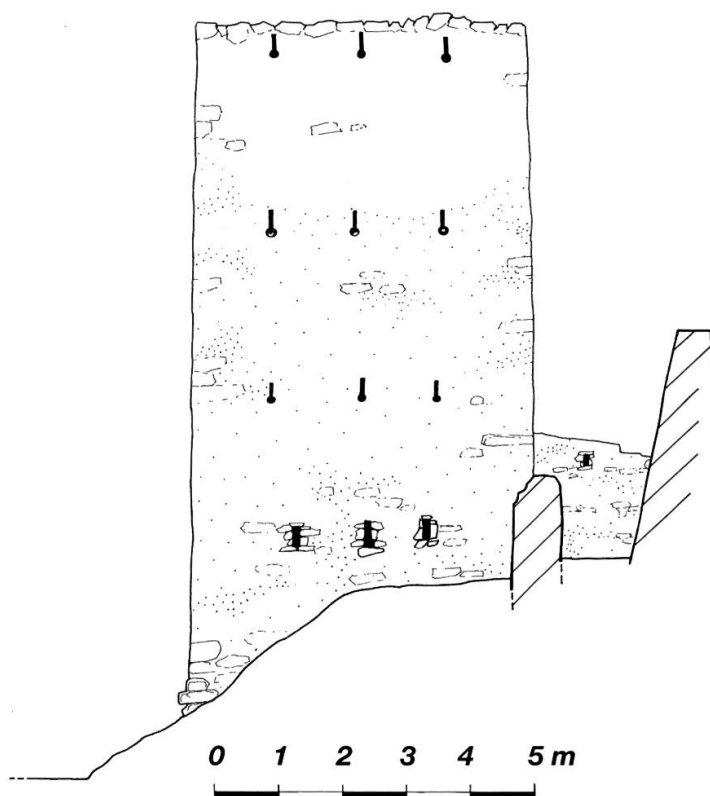


Abb. 45:  
Zernezh, Serra  
Wachtturm, Neubau 1624,  
Ansicht von Osten.  
Zeichnung DPG

#### *Zernezh Serra, Dendrochronologische Untersuchung*

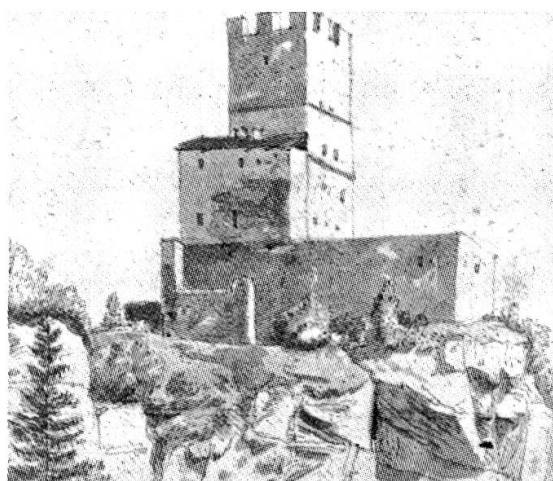
Führt man von Zernezh aus in Richtung Ofenpass, steht am Eingang des Spöltales rechts unterhalb der Strasse die Ruine eines Turmes. Dieser Turm gehört zu einer Talsperre. Reste einer Befestigungsmauer gehen vom Turm hangaufwärts bis unter den Felshang, hangabwärts bis zum Flusslauf des Spöl. Der Turm soll 1996 im Auftrag der Gemeinde Zernezh restauriert werden, als Vorbereitung dazu konnte er 1995 dokumentiert werden (Abb. 45).

Der viergeschossige Turm weist in allen Geschossen drei Scharten in Schlüssel- lochform auf, ähnliche Scharten sind auf der ganzen Länge der Befestigungsmauer verteilt. Diese Scharten weisen alle in Richtung Ofenpass, etwaige Angriffe wurden offenbar von dieser Seite her erwartet. Der Turm weist keine Hinweise auf eine dauernde Bewohnung auf, er dürfte vielmehr temporär bei Kriegsgefahr als Lokal für eine Wachmannschaft gedient haben.

Im Innern des Turmes sind noch Reste der ehemaligen Balkenlagen erhalten. Die dendrochronologische Untersuchung dieser Bauhölzer ergab Fälldaten zwischen 1611 und 1623, was auf eine Neubauphase im Jahr 1624 hinweist. Damals verlegte Marquis de Coevres zur Deckung seines Zuges über den Bernina ins Veltlin das Regiment Schauenstein ins Unterengadin. Eine Sgraffittoinschrift an der West- fassade des Turmes mit den Initialen A.D.J.G.V.N. und der Jahrzahl 162(?) deutet ebenfalls auf eine Neubauphase in der Zeit nach 1620 hin.



Abb. 46: Sils i. D., Burgruine Campi.  
Die Zeichnung von J. Hackaert, datiert 1655, zeigt die Burg Campi nach der jüngsten Wiederaufbauphase.



An Stelle der Befestigungsanlage muss jedoch bereits früher eine Talsperre bestanden haben. Dem Chronisten Campell (1572) war die Serra bereits bekannt, er hielt sie schon damals für ein altes Bauwerk. Möglicherweise erfolgte bereits 1499 eine Zerstörung der Sperre durch österreichische Truppen, heisst es doch in einem Bericht der Regenten an König Maximilian, sie hätten «die clausen zu Zernetz und am Scharl in grund abprochen».

#### *Sils im Domleschg, Burgruine Campi*

Bereits 1991 konnte im Zusammenhang mit Sicherungsarbeiten der Turm der Burganlage Campi baugeschichtlich untersucht und dokumentiert werden. In einer zweiten Restaurierungsetappe sollen die einsturzgefährdeten Mauern des Palas gesichert und restauriert werden. Bei dieser Gelegenheit war es möglich, die Untersuchungs- und Dokumentationsarbeiten fortzusetzen. Gerade bei Burgruinen ist es wichtig, dass eine Bauuntersuchung den Sicherungsarbeiten vorausgeht, gehen doch auch bei noch so zurückhaltender Konservierung wertvolle Befunde zur Baugeschichte verloren.

An der Burgruine Campi lassen sich mittlerweile fünf verschiedene Bauphasen unterscheiden. Der Kernbau, ein viergeschossiger Wohnturm, dürfte im 13. Jh. neu erbaut worden sein. Darauf wird dieser Turm durch eine Zwingieranlage mit Wehr-



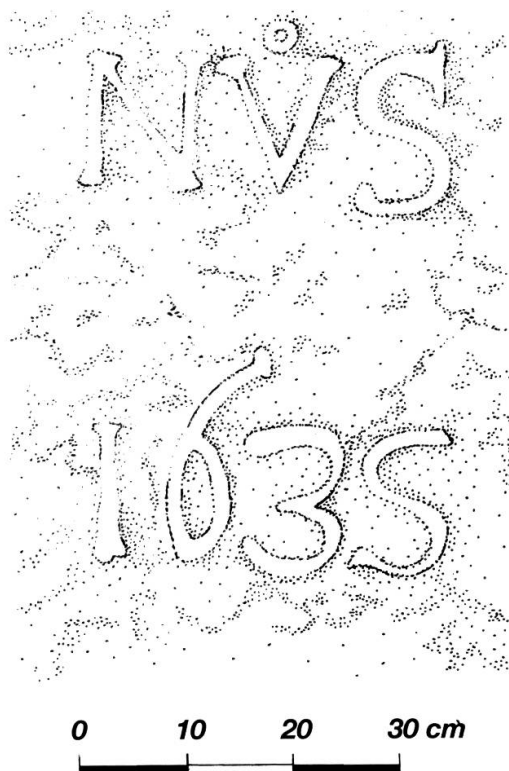


Abb. 47: Sils i. D., Burgruine Campi.  
Inscription mit den Initialen NVS (wohl  
«Nikolaus v. Salis») und der Jahrzahl  
1635. Zeichnung DPG

gang gegen Westen befestigt, gleichzeitig entsteht neu der Osttrakt. Im Zusammenhang mit dem Neubau eines turmartigen Gebäudes im Bereich des Zwingers wird auch der mittelalterliche Wohnturm um zwei Geschosse erhöht. Es folgt der Neubau eines Palas an Stelle der Zwingeranlage. Dieser wird mit der gesamten Anlage durch einen Brand zerstört. Eine Zeichnung von J. Hackaert, datiert 1655, zeigt die Burganlage nach dem Wiederaufbau (Abb. 46). Dieser kann auf Grund einer Inschrift mit den Initialen N. V. S. und der Jahrzahl 1635 datiert werden (Abb. 47). In diesem Jahr heiratete der Schlossbesitzer Andreas v. Salis-Rietberg eine Tochter des Nikolaus v. Salis-Soglio.

*Augustin Carigiet*

#### Abbildungsverzeichnis

Kantonale Denkmal-	8, 25–27, 30–33,	Renato Pacciarelli,	2, 3, 5
pflge Graubünden (DPG)	38, 41–45, 47	Sta. Maria i. C.	
Remo Allemann, Rätisches Museum	1	Romano Pedetti, Photo Tiara,	17 b, 18, 19
Max Bütler, Luzern	14	Rothenbrunnen	
Fausto Censi, Tenero/Grono	15	Paul Scheuermeier	24
Marco Dressi, Arvigo	9, 10	Schweizerisches Familien-Wochen-	20 a
Oskar Emmenegger, Zizers	12	blatt, IV. Jg. Nr. 50, 13. 6. 1885	
Eidg. Archiv für Denkmalpflege, Bern	11	Bruno Thoma, Freienbach	21, 22, 23
Reto Führer, Felsberg	13	Henrik Zombory, ADG	34–37, 39, 40
Lisa Gensetter, Davos	6, 7	Zentralbibliothek Zürich	28, 29, 46
Carl Lang, Chur	17 a	ohne Angaben	16, 20 b, 20 c



